

Die Nahrungslosigkeit
im Falle Konnersreuth S. 3

Der gerade Weg

Deutsche Zeitung für Wahrheit und Recht.

HERAUSGEBER DR. FRITZ GERLICH

NATURRECHTSVERLAG G. M. B. H. MÜNCHEN
Schriftleitung und Verlag: München 2 M, Hofstatt 5, II. Stock.
Postscheckkonto München Nr. 2426 • Telephon 93378/93379
Sprechstunde der Redaktion Samstag von 10 bis 12 Uhr.

Mittwoch-
Ausgabe

Einzelverkauf: 20 Pf., 40 Oesterr. Gr., 30 Schw. Rappen
Bezugspreis monatlich RM. 1.20 zuzüglich 20 Pf. Liefergebühr,
bzw. bei Zustellung durch die Post 26 Pf. Liefergebühr.
Mit Unfall- und Sterbegeldversicherung

Nummer 55

München, 28. Dezember 1932

4. Jahrgang

Krise im Januar

1933: Mit oder ohne Schleicher?

Das Wechselspiel jener Faktoren, die den deutschen staatlichen Willen bilden, nämlich des Reichspräsidenten, der Reichsregierung und des Reichstags, war unter dem Kabinett Papen durchsichtiger als unter dem des Generals von Schleicher. Denn zu Papens Zeit hatten erstens die beiden Faktoren Reichspräsident und Reichstag bzw. politische Parteien eine völlig klare aktive Haltung. Der Reichspräsident stand mit seinem gesamten Vertrauen hinter dem Reichskanzler Papen und die Parteien standen mit ihrem gesamten Mißtrauen gegen ihn, mit Ausnahme der Deutschnationalen Partei und kleinerer Splittergruppen.

Der zweite Gesichtspunkt, von dem aus die damalige Lage sich von der jetzigen unterscheidet, ist die Tatsache, daß die Hitlerpartei wenigstens für die größere Zeit der Reichskanzlerschaft Papens noch als ein einheitliches, in ihrem Willen berechenbares Gefüge anzusehen war.

Für das Kabinett Schleicher aber ist die Sachlage die folgende: Der Herr Reichspräsident hat Schleicher zwar den Austrag zur Bildung der Reichsregierung gegeben, also einen formalen Akt vollzogen, aber er hat ihm damit nicht jenes unbedingte Vertrauen ausgesprochen, das Papen bei ihm besaß.

Wir haben schon gleich beim Beginn der Reichskanzlerschaft Schleichers darauf hingewiesen, daß er im Falle der Wiederkehr Papens seiner Stellung als Reichswehrminister aller Wahrscheinlichkeit nach enthoben worden wäre. Denn er hatte das Vertrauen des Reichspräsidenten insbesondere durch seine Querverbindungsverhandlungen verloren. Hier wiederum war es vor allem sein ständiges Verhandeln mit der Hitlerpartei gewesen, das ihm der Reichspräsident verargte, der in Hitler einen zur Staatsleitung völlig unfähigen Mann und in seiner Bewegung eine ganz außerordentlich große Gefahr für unser Vaterland sieht.

Schleicher hatte während der letzten Regierungskrise den ihm drohenden Sturz als Reichswehrminister durch ein Ehrenwort an Herrn

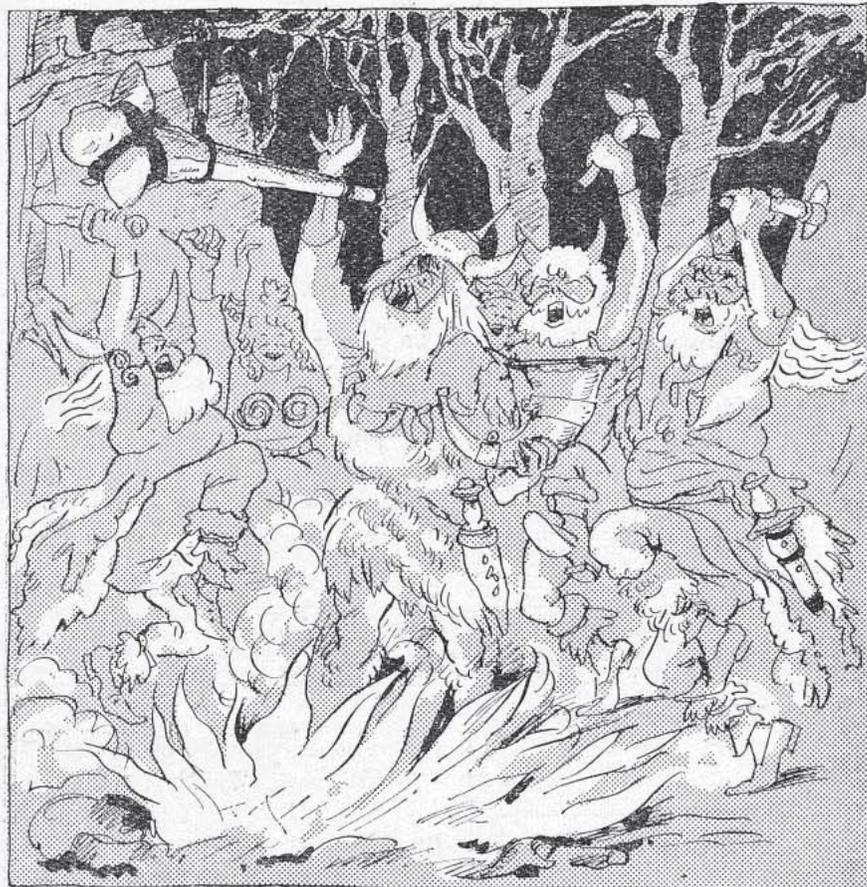
von Papen zu bannen versucht und war erst durch den Umstand, daß Papen ihn dem Reichspräsidenten als Reichskanzler vorschlug und ihm damit sein Wort zurückgab, in die Lage versetzt, selbst ein Kabinett zu bilden.

Wenn der Reichspräsident den Vorschlag Papens annahm und damit seine Bedenken gegen Schleicher überwand, so bestimmte ihn dabei unseres Wissens sehr viel weniger die Meinung, daß Schleicher in der Lage sein werde, die derzeitigen großen Schwierigkeiten des Regierens in Deutschland zu bannen.

Dieser Entschluß hängt vielmehr mit dem festen Willen des Reichspräsidenten zusammen, seinen Eid auf die Verfassung unter allen Umständen zu halten, und ihn auch nicht durch selbstgeschaffene „höhere Gewalt“, also durch einen selbstgeschaffenen staatlichen Notstand so umzudeuten, daß er aus der Notstandspflicht heraus sich über die Verfassung hinwegsetzen kann.

Nun haben sich die Verhältnisse bei dem

zweiten, den politischen Willen Deutschland bildenden Faktor, also dem Reichstag, bzw. den politischen Parteien im Laufe des verflossenen Jahres tatsächlich so entwickelt, daß die Notstandsfrage immer stärker in Erscheinung getre-



Wie uns ein Telegramm aus Detmold meldet, hat Hitler mit seinen Getreuen in diesem Jahr das Julfest durchaus stillschweigend in den Schluchten des Teutoburger Waldes verlebt.

Es fehlten nicht die schwebende Keule, die Feueräulen, sowie ganze Tonnen voll Met mit anschließenden Mäuschen.

Wir sehen auf dem drahtlos übermittelten Bild Adolf Hitler in der Mitte seiner Getreuen, wild umflattert vom Wotansbart. Wir bezweifeln indessen, daß die Absicht Hitlers, das Weihnachtsfest in dieser Form künftig in Deutschland einzuführen, bei den etwas stilleren Elementen Gegenliebe finden wird.

ten ist. Herr von Schleicher aber glaubte, daß Aufwerden des Notstandes auf Grund seiner Beziehungen zu den politischen Parteien, und zwar insbesondere zur Hitlerpartei und zum Zentrum, mit leichtem Augendreher auch zur Sozialdemokratie, vermeiden und Möglichkeiten verfassungsmäßigen Regierens schaffen zu können, die Papen nicht als gegeben ansah.

Der Reichspräsident fühlte sich nun im Gewissen verpflichtet, eine ihm vorgetragene Möglichkeit nicht ungeprüft zu lassen, auch wenn er selbst an ihrer Verwirklichung zweifelte, er wollte aber den Selbstvorwurf vermeiden, daß er aus eigener Initiative den Notstand hergestellt habe, indem er es unterließ, eine ihm von einer Persönlichkeit öffentlichen Ansehens, wie Schleicher, vorgetragene Möglichkeit auch praktisch durchzuprobieren.

So kam das Kabinett Schleicher zustande, obwohl, wie wir schon wiederholt berichtet haben, der eigentliche Träger des Vertrauens des Herrn Reichspräsidenten nach wie vor Herr von Papen ist.

Diese Entstehungsgeschichte des Kabinetts Schleicher deutet auch bereits seine Bedingungen an. Der jetzige Reichskanzler hat sich selbst die Verpflichtung aufgeladen, in erheblichem Maße als Herr von Papen auf die Möglichkeiten des Regierens mit Hilfe des Artikels 48 der Reichsverfassung zurückzugreifen und statt dessen für seine Regierung die direkte Unterstützung oder wenigstens die Tolerierung durch eine parlamentarische Mehrheit zu erreichen. Daher die bisherigen Zugeständnisse.

Mit dieser Anfangsverpflichtung ergab sich für ihn bereits automatisch der Bruch mit der Hugenbergpartei, die unter allen Umständen jedes auch noch so zahme parlamentarische Regieren in Deutschland vernichten will.

Wir haben schon wiederholt unsere Leser darauf aufmerksam gemacht, daß die in der Geschichte unseres Vaterlandes während der Nachkriegszeit eine äußerst schädliche Rolle spielende Sturheit des Geheimrats Hugenberg doch andererseits die Achtung einer durch Augenblicksücksichten und momentane Vorteile nicht erschütterbaren Konsequenz verlangt.

Wir bedauern nur, daß diese an sich achtenswerte Eigenschaft nicht für ein besseres Ziel eingesetzt wird.

Es zeigte sich also sehr bald, daß alle Nachrichten über ein Nachgeben Hugengeb's und über Bemühungen von ihm, Anschluß an Schleicher, Hitler usw. zu suchen, Tendenzmeldungen ohne jeden tatsächlichen Hintergrund waren. Auch wenn sie nach gut beglaubigten Nachrichten aus dem Reichspressamt kamen, das Schleicher ja schon zur Zeit Papens weitgehend mit Offizieren der Reichswehr besetzt und somit sich ähnlich dienstbar machen konnte, wie die Pressestelle des Reichswehrministeriums in der Bendlerstraße selbst.

Wir möchten unseren Lesern raten, die jetzigen und auch noch folgenden Nachrichten über einen Stellungswechsel Hugengeb's solange mit größtem Mißtrauen aufzunehmen, als dieser selbst ihn nicht in eigenen offiziellen Erklärungen bekanntgegeben hat. Das gleiche gilt vom „Stahlhelm“.

Schleicher hat sich früher schon stark um Beziehungen zu den verschiedenen Kreisen des jungen nationalen Deutschlands bemüht, wie dem Tatkreis usw. Das Ergebnis dieses Entgegenkommens des geschäftsführenden Staatsrats des Reichswehrministeriums zeigte sich in so mancher Veröffentlichung aus diesen jungnationalen, ja sogar aus jungnationalsozialistischen Kreisen, von denen wir manche Probe unseren Lesern bereits vorgelegt haben.

Hier wurde der Reichswehr die Aufgabe des eigentlichen Fortsetzers der friderizianischen Monarchie und der akapitalistischen, also in nationaler Begrenzung sozialistischen Organisation des kommenden Deutschland zugeschrieben. Schleicher pflegte aber auch — wie erstmals „Der gerade Weg“, — und zwar schon im Frühjahr dieses Jahres, — aufgedeckt hatte, recht intime Beziehungen zur nationalsozialistischen Partei, mit deren Ansichten er in Privatbriefen schon damals nicht wenig zu sympathisieren erklärt. (Vergl. auch den Artikel „Die neue Lage“ im „Regensburger Anzeiger“ Nr. 334 vom 3. Dezember 1932!)

Schleicher's Beziehungen zur Hitlerpartei gingen im wesentlichen auf die Persönlichkeiten Röhm und Gregor Straßer. Für Dr. Goebbels und Göring hatte er nicht nur sehr viel weniger übrig, sondern er hat auch diese seine Auffassung so zu erkennen gegeben, daß sie dem letzteren zur Kenntnis kam.

Und damit kommen wir zur Krise in der Hitlerpartei und den Folgen, die sich daraus für Schleicher's Politik ergeben.

Wir erinnern zunächst noch einmal daran, daß Schleicher die Reichskanzlerschaft vom Reichspräsidenten nur im Hinblick darauf übertragen erhielt, den von ihm vorgetragenen und für möglich erklärten Versuch einer mehr parlamentarisch unterbauten Regierung durch Heranziehung der Hitlerpartei und des Zentrums praktisch zu erproben. Es war für Schleicher's politische Stellung, als er noch nicht Reichskanzler war, bereits ein schwerer Schlag, daß Röhm in Prozessen wegen seiner unnatürlichen Veranlagung schwer kompromittiert wurde und sehr stark an Einfluß innerhalb der Hitlerpartei verlor. Denn bei Schleicher's politischen Kalkulationen war stets die S.A. viel mehr von Interesse, als die politische Hitlerbewegung. Und Röhm hatte ihm gegenüber die Rolle eines Mannes eingenommen, der über die S.A., also die Hitlerarmee — nötigenfalls auch gegen den Willen des Führers hätte verfügen können.

Wir hatten unseren Lesern bereits gemeldet,

daß Röhm bei der letzten Reichsregierungskrise aus den Beratungen der Hitlerparteileitung weitgehend ausgeschaltet war. Sein Erscheinen in Berlin war von dieser nicht verlangt und er wurde trotz seiner Anwesenheit auch nicht zu den entscheidenden Verhandlungen zugezogen. So war eigentlich schon während der Zeit, als Schleicher sich in Gedanken und Betätigungen um den Reichskanzlerposten erging, um seinen Rücktritt vom Reichswehrministerium zu vermeiden, seine Stütze in der Hitlerpartei, nämlich Röhm, in seinem Einfluß gebrochen. Tragfähig und von Einfluß war nur mehr die andere, nämlich Gregor Straßer. Dieser hatte aus der seit den Reichstagswahlen vom 31. Juli sich immer deutlicher ergebenden Rückläufigkeit der nationalsozialistischen Bewegung die Folgerung gezogen, daß sie jetzt unbedingt Anschluß und Teilhaberschaft bei der Reichsregierung suchen müsse, wenn sie nicht innerhalb kurzer Zeit in die Rolle einer zwar viel Lärm machenden, aber politisch einflußlosen Opposition zurückfallen wolle. Röhm hatte, nebenbei bemerkt, seine Politik gegen Hitler im wesentlichen mit der Verurteilung von Hitlers „böhrcher“ Legalitätspolitik begründet. Straßer hat sich in der Verfolgung seines Zieles innerhalb der Hitlerpartei bis zu der Drohung verstiegen, daß er nötigenfalls auch ohne die Partei in die Regierung Schleicher eintreten werde. Bei Treuegelöbnissen gegenüber Hitler, die mit der Regie einer Vorstadtschmiere in Rührstücken aufgeführt wurden, hat er dann aber zeitweilig den Mut verloren und ebenfalls den unverbrüchlichen Gehorsam gelobt, bis der Krach fertig war und Hitler und Straßer jetzt in Meinungsverschiedenheit darüber sind, ob Straßer sich von Hitler getrennt, oder Hitler den Straßer ausgeschlossen hat. Diese für das Prestige der Beteiligten sicher nicht unwichtige, für uns aber recht uninteressante Frage mögen sie selbst in Erklärungen in ihren Zeitungen ausmachen, wobei jeder am nächsten Tag von der Erklärung des andern versichert, daß sie nicht wahr ist. Jedenfalls genügt uns die Tatsache, daß Schleicher's geheimer Bundesgenosse Gregor Straßer heute aus der Hitlerpartei ausgeschlossen ist. Wie sind eigentlich die Beziehungen seines Bruders Otto Straßer, des Herausgebers der „Schwarzen Front“ und Führers der nationalsozialistischen Opposition zum Reichswehrministerium?

In der Hitlerpartei selbst hat der Krach der letzten Wochen zu einem Sieg von Goebbels und Göring geführt, über die Otto Straßer, der Bruder von Gregor Straßer, in seiner „Schwarzen Front“ zur Zeit Gift und Galle speit. Gregor Straßer versichert, daß er an den Aufträgen seines Bruders, der zwar seit langem aus der Hitlerpartei ausgeschlossen ist, aber hier eine sehr intime Kenntnis verrät, unbeteiligt sei.

Aber auch die nach den bisherigen Erfahrungen eigentlich bereits ziemlich einwandfrei beantwortbare Frage der Glaubwürdigkeit von Erklärungen nationalsozialistischer Führer interessiert uns hier sehr viel weniger als die Tatsache, daß heute Goebbels und Göring die eigentlichen Machthaber der Hitlerpartei sind, während Hitler selbst wirklich nur mehr der „Trommler“ ist, und daß sie beide seit längerem von der Abneigung Schleicher's ihnen gegenüber wissen.

Ehe wir auf die daraus sich wahrscheinlich ergebenden Folgen für die Lebensfähigkeit des Kabinetts Schleicher näher eingehen, müssen wir uns noch etwas mit der Hitlerischen Privatarmee, der S.A., beschäftigen.

Soweit wir informiert sind, wird ihr Mitgliederverlust in der letzten Zeit überschätzt. Die (Schluß siehe Seite 7.)

BESTELLSCHEIN

Bitte deutlich ausfüllen und genaue Postadresse angeben. Dann sofort im Kuvert in d. nächsten Briefkasten werfen (Durch Ausschneiden des Bestellscheins beschädigte Nummer wird ersetzt)

Zwecks Ausstellung des Versicherungsausweises (Police) bitten wir um folgende Angaben: des Abonnenten

Geburtsdatum: _____

der Ehefrau (des Ehegatten)

Vorname: _____

Geburtsdatum: _____

Erfolgt einen Monat vor Ablauf keine schriftliche Abbestellung (direkt an den Verlag), so läuft das Abonnement stillschweigend von Vierteljahr zu Vierteljahr weiter

Ich bestelle hiermit die Zeitung

Der gerade Weg
Deutsche Zeitung für Wahrheit und Recht
Illustrierter **Donnerstag**

MÜNCHEN
Hofstatt 5/11
Tel. 93 3 78

Herausgeber Dr. Fritz Gerlich Erscheint wöchentlich 2mal

zum Preise von 1,20 monatlich, zuzüglich 20 Pfg. Liefergebühr, bzw. durch die Post 26 Pfg. Liefergebühr, einschl. Unfall- u. Sterbegeldversicherung lt. Versicherungs-Bedingungen auf die Dauer von

1/4 Jahr - 1/2 Jahr - 1 Jahr ab 1. (Bis zum nächsten Monatsbeginn erfolgt jeweils kostenlose Lieferung)

Name: _____ Beruf: _____

Wohnort: _____ Straße und Haus-Nr. _____

Postanstalt: _____

Die Nahrungslosigkeit im Falle Konnersreuth

Ein Gutachten von Dir. Dr. med. Hohn, Essen

Auch in jenen Kreisen, die den religiösen Erscheinungen in Konnersreuth ablehnend gegenüberstehen, hat das Ergebnis ihrer fünfzehntägigen Bewachung durch die 4 Mellersdorfer Schwestern — vom Donnerstag, den 14. Juli, bis Donnerstag, den 28. Juli 1927 — ungeheures Aufsehen gemacht. Denn diese beobachteten, daß sie die Stigmatisierte während dieser Zeit am Tag und in der Nacht jederzeit zu zweit beobachtet, nach Ewald „keine Sekunde aus den Augen gelassen“ haben, daß alle Gegenstände der Kleidung und was sie sonst in die Hand nahm, ebenso wie das Bett stets genau vorher kontrolliert wurden und daß sie irgendeine Nahrungsaufnahme nicht beobachten konnten. Außer bei der Kommunion, wo sie einen Teelöffel Wasser bekam, habe sie nichts zu sich genommen. Die Gewichtsprüfungen aber ergaben am Ende der Beobachtung das gleiche Gewicht wie am Anfang.

Auch solche Wissenschaftler, die an der Zuverlässigkeit der Mellersdorfer Schwestern und ihrer Eidestreue keinen Zweifel erhoben, wie z. B. Ewald, halten es für ganz unmöglich, daß diese Beobachtung einer 15tägigen Nahrungslosigkeit bei gleichem Körpergewicht richtig sein könne. Es müsse in der Beobachtung irgendein Loch sein. Und zwar stützt Ewald und die ihm folgenden Vertreter dieser Ansicht seinen Zweifel auf das Ergebnis der Untersuchung des Urins, der von Therese Neumann am 15., 21. bis 22., 29. bis 30. Juli und am 5. August entleert wurde.

Auch Heermann greift diese Ansicht wieder auf und zieht daraus die Folgerungen, daß die Stigmatisierte wohl im ersten Teil der Beobachtung gehungert, im zweiten Teil etwas Nahrung zu sich genommen, und nach Schluß der Beobachtung sofort wieder richtig gegessen habe. Letzteres will er besonders aus der Analyse der dritten und vierten Harnprobe — also denen nach Abschluß der Bewachung — entnehmen dürfen. Der Leser vergleiche die von uns veröffentlichten Ausführungen aus Heermanns Denkschrift von 1929 in der Nr. 52, S. 13.

Wir wollen hier die in der vorigen Nummer behandelte Frage nach der Verbürgung der vierten Urinprobe — mit der dritten steht es nicht viel besser — nicht wieder aufnehmen, sondern uns an das halten, was wir damals erklärten, nämlich daß auch sie nichts gegen die Bekundung der vier Mellersdorfer Schwestern sowie die der Stigmatisierten und ihrer Angehörigen beweist, wenn man zu ihrer Beurteilung die heutige wissenschaftliche Auffassung über den Hungerurin heranzieht. Das aber ist, wie wir ebenfalls schon in der vorigen Nummer andeuteten, weder von Ewald 1927, noch von Heermann und Deutsch bis zur Gegenwart geschehen.

Wir sind bezüglich dieser Fragen an Herrn Dr. med. Joseph Hohn, den Direktor der Medizinaluntersuchungsstelle der Stadt Essen/Ruhr, herangetreten, mit dem wir von früher her bekannt sind. Wir wußten, daß er seine Ansichten über die vorwürfige Frage gern im Anschluß an die Veröffentlichung von Heermanns Aufsatz „Um Konnersreuth“ in „Theologie und Glaube“, Zeitschrift für den katholischen Klerus, herausgegeben von der erzbischöfl. philos.-theologischen Akademie in Paderborn, Jahrgang 1932, Heft 2, in dieser Zeitschrift veröffentlicht gesehen hätte, die aber den Abdruck des eingereichten Manuskriptes abgelehnt hat. Wir begrüßen es im Interesse der wissenschaftlichen Klarstellung der Frage außerordentlich, daß Direktor Dr. Hohn unserer Bitte entsprochen hat, seine medizinisch naturwissenschaftliche Meinung zu den Äußerungen von Heermann usw. uns mitzuteilen und ihren Abdruck zu gestatten. Dr. Hohn schreibt uns:

„Auf dem Gebiet des Hungerproblems, also der Nahrungslosigkeit, besitzt die Medizin eine große Zahl von exakten physiologischen und klinischen Beobachtungen. Man kann wohl sagen, daß der Hunger eines

der am genauesten erforschten Gebiete der gesamten Physiologie (Lehre von den Lebensvorgängen im menschlichen Körper*) ist. Ich nenne hier drei klassische Arbeiten: 1. die des italienischen Physiologen Luigi Luciani, 2. die Arbeit der deutschen Forscher Lehmann, Müller, Munk, Senator und Zung in Virchows Archiv, 3. die amerikanische Arbeit: Hunger und Unterernährung von Sergius Morgulis. Alle diese Arbeiten gründen auf der Beobachtung am Menschen im Hungerzustand. Zahlreiche andere Arbeiten befassen sich außerdem mit demselben Problem. Eine der jüngsten ist wohl die der Bonner Physiologen Junkersdorf und Liesenfeld, die unsere Einsicht in das Stoffwechselgeschehen im Hungerzustand erheblich erweitert hat, worauf ich noch komme. Die Ergebnisse der Betrachtungen an hungernden Menschen bilden den Schlüssel zur Stoffwechselfrage überhaupt. Die Kenntnis des Stoffwechsels im Hunger ist von großer Bedeutung für die ganze Lehre von der Ernährung und bildet gewissermaßen den Ausgangspunkt für das Studium des Stoffwechsels sowohl unter physiologischen (normalen Lebenszuständen) als unter pathologischen (krankhaften Zuständen).

„Von Untersuchungen der Nahrungslosigkeit bei Therese Neumann liegt, wie bekannt, die fünfzehn-tägige Beobachtung durch vier Mellersdorfer Schwestern im Juli 1927 vor. Gegen diese Prüfung wenden sich nun Deutsch und Heermann. Deutsch sagt, daß diese Prüfung doch wohl nur genüge, um zu einem non liquet („es ist nicht klar“) zu gelangen, Heermann betont mit aller Schärfe, daß ihm die Untersuchungsergebnisse sogar gegen eine Abstinenz (Nahrungsenthaltung) zu sprechen scheinen.

„Wir hätten also zunächst zu sehen, was die beiden Autoren gegen die Schwesternbeobachtung vorzubringen haben.

„Deutsch meint, es gehe nicht an, die fünfzehn-tägige Beobachtung im eigenen Haus als exakt (genau) zu bezeichnen, dafür seien die vorhandenen Verhältnisse zu primitiv (einfach). Die Prüfung werde sich durch eine wirklich exakte Beobachtung von vier Wochen nur in einer Klinik oder einem Krankenhaus mit absoluter Sicherheit durchführen lassen. In einem zweiten Artikel fordert er eine Beobachtung fern der bisherigen Umgebung und fern der Wohnung der Stigmatisierten. Als Beweis gegen die Exaktheit der Schwesternbeobachtung führt Deutsch ein z. B. an, daß z. B. nicht einmal während dieser Zeit eine regelmäßige mikroskopische Untersuchung des Stuhlganges auf eventuelle (mögliche) Reste von Nahrungsmitteln durchgeführt worden sei. Da das nicht geschehen sei, so könne von wirklicher Exaktheit (Genauigkeit) nicht die Rede sein.

„Hierauf ist zu antworten: „Nach Ewald („Münch. Med. Wochenschr.“ 1927 Nr. 46 S. 1991) ist während der Beobachtungszeit überhaupt kein Stuhlgang erfolgt, sondern erst zwei Tage nach Abschluß der Prüfung trat etwas Stuhlgang auf, nach Angabe der Stigmatisierten etwa ein Eßlöffel voll von schleimigem Aussehen. Wir haben es hier offenbar mit „Hungerkot“ zu tun, wie wir das aus der Physiologie (Lehre) des Hungerzustandes kennen. Es kann dies nur als weitere Bestätigung dafür aufgefaßt werden, daß Therese Neumann während der fünfzehn-tägigen Beobachtung tatsächlich keine Speise zu sich genommen hat.

„Wir sehen also, daß sich hier Dr. Deutsch nicht ganz unterrichtet zeigt. Der Stuhlbefund zwei Tage nach Abschluß der Untersuchung im Gutachten Ewalds spricht gerade für das, was Deutsch durch seine Kritik zu erschüttern versucht.

„Da Deutsch bei einer erneuten Beobachtung der Stigmatisierten eine Dauer von vier Wochen verlangt, so wäre hier zunächst noch ein Wort am Platze über die fünfzehn-tägige Dauer der Schwesternbeobachtung. Das Ordinariat von Regensburg ist nach Anhörung von Sachverständigen mit dieser Zeit einverstanden gewesen. Hervorragende Aerzte mit ganz anderer Weltanschauung, die kritisch Einblick nahmen in die Aufzeichnungen der Schwestern, kommen zu einem von Deutsch völlig verschiedenen Ergebnis. Das Tagebuch der Schwestern war nach Ewald mit Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit, mit Unvoreingenommenheit und nüchternem Urteil geführt.

Man wird einwenden, daß es für den Hungerkünstler ein leichtes sei, fünfzehn Tage lang ohne Nahrung zu leben. Das ist zweifellos richtig,

*) Die in Klammern beigegefügteten Uebersetzungen stammen ausnahmslos von uns. Dr. Gerlich.

sogar bis zu 60 Tagen haben es diese Künstler gebracht, es ist dem Menschen aber nicht möglich, fünfzehn Tage lang Flüssigkeit zu entbehren. Alle bekannten Hungerer tranken während der ganzen Zeit ihrer Abstinenz (ihres Hungerversuches) Wasser (vgl. ganz neuerdings den Mahatma Gandhi). Es wird bei diesen Schaustellungen vorher genau vereinbart, was getrunken werden darf. Viele bevorzugen Mineralwasser, manchmal wird auch das Rauchen von Zigaretten erlaubt, in einem Falle wurden Pfefferminztabletten in beschränkter Zahl gestattet. Wir sehen also, daß die Beschränkung der Schwesternbeobachtung auf fünfzehn Tage mit Rücksicht auf die bekannte absolute Intoleranz des abstinierenden Körpers (die völlige Unduldsamkeit des hungernden Körpers) gegenüber der Absperrung der Wasserzufuhr vereinbart wurde.

„Viel detaillierter (eingehender) als die Einwendungen von Dr. Deutsch sind die von Dr. Heermann. Heermann geht zunächst auf die Krankheit der Therese Neumann ein und operiert (verwendet) hier sehr freigebig mit dem Ausdruck der Hysterie. . . .“ Auf die Hysteriefolge kommen wir später, nämlich bei der Besprechung der falschen Angaben von Heermann und Deutsch über die Krankheitsgeschichte der Therese Neumann eingehend zurück. (Der Verf.)

„Heermann kommt dann zur Bewertung des Ergebnisses der Urinuntersuchungen während der fünfzehn-tägigen Beobachtung, um Schlüsse über die Nahrungslosigkeit zu ziehen — das Kernstück seiner Arbeit. Er bringt dabei die Analysen (Angabe der chemischen Zusammensetzung) von vier Urinproben aus der bekannten Ewaldschen Arbeit.

„Zunächst muß ich feststellen, daß Heermann eine Tatsache, die aber von ausschlaggebender Bedeutung für die Abstinenz (Nahrungslosigkeit) und überhaupt für die gesamten Phänomene (Erscheinungen) ist, hierbei überhaupt nicht erwähnt: es ist das die Menge des Urins. Das Faktum (die Tatsache) steht nun einmal fest, mag man auch wie Heermann noch sehr von der Mangelhaftigkeit menschlicher Beobachtung überzeugt sein. . . .“

Wir unterbrechen hier die Ausführungen Dr. Jos. Hohns und ergänzen aus eigenem: Prof. Ewald, der von Dr. Seidl für die letzten zwei Tage jener Beobachtung (28. und 29. Juli 1927) zugezogen war, erklärt (S. 9) aus eigener Wahrnehmung und auf Grund des Schwesternprotokolls: „Sie arbeiteten stets zu zweit und ließen Therese während der vierzehn Tage keine Sekunde aus dem Auge.“ Trotzdem behauptet Heermann in seinem Aufsatz in „Theologie und Glaube“ 1932 (S. —A. S. 9), daß „sich Therese Neumann während der Beobachtungszeit frei im Dorfe bewegen konnte“. Er erklärt ebenfalls, a. a. O. S. 9, sie „ging auch in die Kirche und ins Dorf, begleitet von einer Schwester“.

Wie kommt Heermann dazu, trotz der beeideten Aussage der vier Mällersdorfer Schwestern? Wir können den Fall aufklären. In einem Briefe an Seidl vom 4. September 1930 schreibt er:

„Im „Konnersreuther Sonntagsblatt“ sah ich damals“ (wann? und wo? wird nicht gesagt; in Konnersreuth war Heermann meines Wissens nie. Der Verf.) „eine Photographie Therese Neumanns mit dem Pfarrer und einer Schwester, die sie beobachten sollte. Die Schwester schaute sehr freundlich ins Objektiv. In diesem Augenblick jedenfalls beobachtete sie die Therese Neumann bestimmt nicht. Therese Neumann hatte ein bis zum Boden reichendes Faltenkleid an, an dem sich Gewichtsveränderungen während des Tages kaum mit Sicherheit ausschließen lassen. Die Aufnahme war im Freien aufgenommen. Therese Neumann hatte also volle Bewegungsfreiheit. Ich halte es für ausgeschlossen, daß jemand einen Menschen 14 Tage lang unter diesen Verhältnissen so beobachten kann, daß er bestimmt behaupten kann, er habe sich nichts in den Mund gesteckt.“

Wir würden gern zugeben, daß Heermanns Beobachtungen an der besagten Photographie Rückschlüsse auf die Art der Bewachung seitens der vier Mällersdorfer Schwestern zuließen, wenn . . . die Photographie nicht erst ungefähr vier Wochen nach dem Abschluß dieser Bewachung aufgenommen und wenn nicht die darauf sichtbare Schwester eine solche aus Arzberg — und zwar keine Mällersdorfer — wäre, die keine Bewachungspflicht hatte. Heermanns Messer scharfer Kritik ist offenbar nur an einer Seite — nämlich gegen Konnersreuth — geschliffen.

Wir kehren jetzt zu den Ausführungen Dr. Jos. Hohns zurück. Die unterbrochene Stelle begann mit den Worten:

„Zunächst muß ich feststellen, daß Heermann eine Tatsache, die aber von ausschlaggebender Bedeutung für die Abstinenz (Nahrungslosigkeit) und überhaupt für die gesamten Phänomene (Erscheinungen) ist, hierbei überhaupt nicht erwähnt: es ist das die Menge des Urins. Das Faktum (die Tatsache) steht nun einmal fest, mag man auch wie Heer-

mann noch so sehr von der Mangelhaftigkeit menschlicher Beobachtung überzeugt sein.“ Unser Fachmann fährt dann fort: „In diesen fünfzehn Tagen wurden von den zwiefach beeidigten Schwestern im ganzen nur 525 ccm Urin aufgefangen, und zwar am 15. Juli = 345 ccm und am 21. bis 22. Juli = 180 ccm. Diese Tatsache bereitet jedem Arzt die unerhörtesten Schwierigkeiten in seinem naturwissenschaftlichen Denken. Die durfte Heermann nicht stillschweigend übergehen. Solche Urinbeschränkungen kommen nur bei stärkster Insuffizienz (Leistungsherabsetzung) beider Nieren vor, wobei das Leben infolge von Harnsäure-Retention (= Zurückhaltung) und des Zurückbleibens anderer den Körper vergiftenden Substanzen nicht mehr möglich ist. Die unter normalen Verhältnissen ausgeschiedene tägliche Urinmenge beträgt 1000 bis 1500 ccm. Wenn sich nun auch im Hungerzustand die tägliche Harnmenge manchmal beträchtlich senkt, so daß beispielsweise bei dem von dem italienischen Forscher Luigi Luciani beobachteten Falle im Mindestmaß 250 ccm und im Mittel 445 ccm ausgeschieden wurden, so erfolgte die Urinentleerung doch täglich. Für den Arzt und Kliniker bilden die Nierensekretionsverhältnisse (Nierenausscheidungsverhältnisse) im Falle Konnersreuth während der Schwesternbeobachtung ein unentwirrbares Rätsel. Aus dem Zusammenhang gerissen und für sich allein beurteilt, werden sie immer dunkler. Dabei ist zu berücksichtigen, daß Therese Neumann nicht krank ist.

„Die Analyse (Untersuchung) der beiden Urinproben während der fünfzehn-tägigen Beobachtung, die in einem bekannten Münchener Institut ausgeführt wurde, ergab Hungerurin. Durch die vorhin erwähnten klassischen Arbeiten über das Hungerproblem sind wir im allgemeinen unterrichtet über die im Urin während des Hungerzustandes ausgeschiedenen Mengen der normalen Substanzen, so z. B. über die Cl- und N-Kurve, also über die Chlor- und Stickstoffausscheidung. So wissen wir, daß die Cl-Kurve jäh abfällt, während die N-Kurve sich langsam senkt. Bei dem hungernden Succi in Florenz fanden sich am letzten Eßtag 6,32 g Chlor im Urin, am zweiten Hungertag nur mehr 0,53 g, am 26. Tage 0,11 g Chlor. Während der Mann am ersten Hungertage 13,8 g Stickstoff ausschied, betrug diese Menge am 4. Hungertage 12,8 g, am 8. Tag 8,42 g und erst am 22. Tag senkte sie sich auf die Mindestzahl von 2,2 g. Das Chlor und den Stickstoff entnimmt der Körper im Hungerzustand den Geweben des Körpers. So lebt denn der Körper in dieser Zeit von seiner eigenen Substanz. Man kann den Hunger als eine besondere, vielleicht als eine einfachste Form der Ernährung auffassen. Wenn man nun die Zahlen der Analysen betrachtet, so haben wir es bei den beiden Proben mit Hungerurin zu tun, besonders wenn man berücksichtigt, daß es sich hierbei wahrscheinlich um Sammelurin von 7 Tagen in der Blase handelt, woraus also dementsprechend die gefundenen Werte durch 7 dividiert werden müßten. Noch komplizierter (verwickelter) und für uns viel undeutbarer wird die Beurteilung der Frage, wenn man annimmt, daß es sich um eine einmalige Sekretion (Ausscheidung) der Nieren nur an den betreffenden Ekstasentagen handelt. Auch eine weitere für den Hunger charakteristische Substanz ist vorhanden, die mit großer Regelmäßigkeit auftritt: das Azeton. Es erscheint infolge der Abstinenz (Enthaltung) von Kohlehydraten.“

Wir setzen den Abdruck des Gutachtens von Dr. Hohn in der Ausgabe von Mittwoch, den 28. Dez. 1932 fort. Dr. Fritz Gerlich.

*

Eine Erklärung Dr. Westermayers

Msgr. Dr. Johannes Westermayer, Regens am Klerikalseminar zu Freising, hat dem „Bayerischen Kurier“ (vgl. seine Beilage „Aus Welt und Kirche“ Nr. 129 vom 23. Dezember 1932) eine Erklärung zu dem von uns in Nr. 51 abgedruckten Brief des Dr. Margerie gesandt. Obwohl uns die Erklärung nicht zugegangen ist, veröffentlichen wir sie aus Gründen der Loyalität. Sie lautet:

„In Nr. 127 „Aus Welt und Kirche“ ist unter dem Titel „Konnersreuth und Medizin. Ein bezeichnendes Dokument“ aus Gerlichs „Der gerade Weg“ Nr. 51 der Brief des Nervenarztes Dr. Margerie übernommen worden, der auch an mich als vermuteten Interessenten im Kampfe gegen Konnersreuth gerichtet worden war. Es legt sich bei den Lesern der Verdacht nahe, daß ich, wie es tatsächlich in einer Zuschrift an mich heißt, „mit einer freimaurerischen Clique gemeinsame Sache mache“. Gegenüber diesem Verdacht weise ich auf die Antwort hin, mit der ich seinerzeit die Einladung des Dr. Margerie, in dem ich zwar keinen Freimaurer, wohl aber einen Gegner der katholischen Weltanschauung vermutete, erwidert habe: „Sehr geehrter Herr Doktor! Sie laden mich ein, mich in die „gemeinsame Front“ gegen Konnersreuth zu stellen. Ich bin dazu nicht in der Lage, weil ich nicht als Arzt urteile und die Uebernatürlichkeit der Konnersreuther Phänomene nicht leugne, son-

dern für noch nicht erwiesen halte und darum den Standpunkt der das Endurteil suspendierenden Reserve für den einzig richtigen ansehe.

Dr. Westermayr, Regens.“

Nachdem eine Zuschrift Herrn Dr. Westermayr den Vorwurf gemacht hat, daß er „mit einer freimaurerischen Clique gemeinsame Sache mache“, stellen wir gerne fest, daß wir eine derartige Behauptung nicht aufgestellt haben. Vielmehr haben wir nur einen Brief des Dr. Margerie vom 27. April 1932 veröffentlicht, der mit den Worten beginnt „Ihren Namen habe ich betreffs Konnersreuth im Laufe der Jahre — und langsam — kennengelernt bzw. soeben durch Aigner-Weimar erfahren“. Im Briefe selbst wird dann die Adresse Aigner-Freiburg angegeben und mitgeteilt, daß auch Dr. Johann Westermayr-Freising von Dr. Margerie eingeladen werden sollte, an einer Zusammenkunft in Wirsberg i. Frankenwald teilzunehmen, auf der Dr. Margerie die bisher „jeder einzeln gegen Konnersreuth kämpfenden“ Persönlichkeiten „zu einer gemeinsamen Front zusammenschmiedet“ und durch eine sich „schön aus-

tauschende“ Tätigkeit erreichen wollte, daß der von ihm eingeladenen Kreis schließlich als „ärztliche Endautorität“ angesehen wird.

Wir begrüßen die Erklärung von Msgr. Dr. Westermayr schon deswegen, weil sie der Öffentlichkeit davon Kenntnis gibt, daß Dr. Margerie 1. seine Absicht, die genannten Persönlichkeiten einzuladen, auch ihm gegenüber verwirklicht hat; und

2. weil daraus sich aktenmäßig ergibt, daß Dr. Margerie auf Grund seiner Information Msgr. Dr. Johann Westermayr in Freising als ein für seinen Kreis geeignetes Mitglied erachtete.

Die für die Erkenntnis der Hintergründe des Kampfes gegen Konnersreuth sehr interessante Frage, warum Msgr. Dr. Westermayr dem Dr. Margerie als ein solches geeignetes Mitglied des von ihm geplanten Kreises erschien, an dem er auch Aigner, Ewald, Heermann, Deutsch und ähnliche Persönlichkeiten beteiligt wissen wollte, werden wir näher besprechen, sobald wir im Verlaufe unserer Aufsatzreihe die Frage des wissenschaftlichen Verhaltens gewisser Theologen gegenüber diesem Fall zu behandeln haben.

Dr. F. G.

SS Bilderbogen

Stillschanden! Treuegelöbnis!

Der Herr Regierungsrat Hitler ist vom Rede- und Reifedrang diabolisch befallen. Der „Fliegende Hamburger“ faßt in 142 Minuten von Berlin nach Hamburg. Er wird, was Kontinuität und Rapidität der Bewegung betrifft, vom „Fliegenden Braunauer“ weit in den Schatten gestellt.

Zur Zeit finden überall „machtvolle Treuegelöbnisse“ der nationalsozialistischen „Amtswalter“ statt, bei denen die „kompromißfreie Politik des Führers stürmischen Wiederhall“ findet. Preussische Landtagsfraktion und Reichstagsfraktion geben Treuebekenntnisse von sich. Es ist direkt zum — Weinen und es würgt uns in der Kehle vor Nührung, wenn man von der Reichstagsfraktion, die sich zuerst schon „seelisch um ihren Führer geschart“ hatte, in einer offiziellen Mitteilung der Reichspressestelle der NSDAP. noch folgendes erfährt:

„Die gesamte Fraktion umringte darauf spontan den Führer und brachte ihm außerordentliche, stürmische Ovationen dar. Jedes einzelne Mitglied der Fraktion empfand das Bedürfnis, dem Führer auch noch persönlich das Gelöbnis der Treue in die Hand abzulegen.“ —

Warum plötzlich diese stürmischen Treuegelöbnisse? —

Nun ja, man weiß ja, Gregor Straker, der einzige Kopf so zientlich, den die nationalsozialistische Partei beherbergt, ist in — Urlaub gegangen und befindet sich zur Zeit im sonnigen Süden. —

Gregor Straker hielt am 14. Juni 1932 eine Rundfunkrede, die insofern sich als etwas Neues innerhalb seiner Partei darstellte, als sie sich völlig von den sonst gewohnten unflätigen Angriffen auf Andersdenkende fern hielt. Das gab eigentlich schon zu denken! — Den äußeren Anlaß zur Kaltstellung Gregor Strakers bot die Neubildung der Preussenregierung, in die Straker als Ministerpräsident führend eintrat, sollte unter gleichzeitiger Uebernahme des Vizekanzlerpostens im Reichstabinett. — Mit dieser Lösung wäre auch das Zentrum im großen und ganzen einverstanden gewesen, denn sie hätte die Wendung der NSDAP. zur verantwortungsbewußten Mitarbeit am Staat bedeuten sollen. Uebrigens Vorsicht! Gregor Straker ist der Mann der „Eide als Kriegslist“, also nicht durch Zufall in die Führung der Hitlerpartei geraten. Er verfolgt nur eine andere Taktik im Kampf um die Alleinherrschaft der Partei in Deutschland.

In dieser Situation fahren Strakers Rivalen mit einem herben Hiebe dazwischen. Diese Gegenspieler waren der Reichstagspräsident, Hauptmann Göring, dem das Blatt des Bruders Strakers folgende liebliche Qualifikation ausstellt: „Seine Eitelkeit stünde in einem bis heute unentschiedenen Konkurrenzkampf mit seiner Unfähigkeit“, also echter Hittertyp — und Herr Goebbels, der von Otto Straker mitteleidlos und kurz als „Krüppel“ nur benamset wird. (Damit der Dritte im Bunde nicht fehle, wollen wir noch mitteilen, daß Otto Straker über den „Führer des nationalen und neuen Deutschlands“ sein Urteil dahin fällt, Hitlers „habsburgische Verlogenheit werde nur durch seine groteske Unkenntnis übertroffen, die beide durch einen nur mehr krankhaft zu nennenden Größenwahn überstrahlt seien.“) —

Das also sind die Bilder von „Führern ins Dritte Reich“, gezeichnet von einem, der sie „wie keiner kennt“.

Aus der Aussprache Gregor Strakers mit Hitler

ist besonders interessant die Erwähnung, daß die Partei eine „Schuldenlast von etwa 12 Millionen RM.“ zu tragen habe. Selbstverständlich ist die „Meldung von den angeblichen 12 Millionen Schulden eine gemeine Lüge“. („B. B.“ v. 18./19. Dez.), die von der „jüdischen Presse“ verbreitet wird.

Man ersieht daraus, daß die „Schwarze Front“ Otto Strakers ein Judenblatt ist und daß vielleicht Otto — oder gar Gregor nicht ganz koscher sind. — Die prinzipiellen, weniger die persönlichen Auseinandersetzungen werden das Gebäude der NSDAP. erschüttern müssen.

Aus der „Bewegung“ ist eine „Partei“ geworden. Eine Partei unterliegt anderen Gesetzen wie die in einer Bewegung gefühlsmäßig zusammengefaßte Masse. Hier herrscht der Führer. —

Die Partei steht vor konkreten, zu lösenden Aufgaben. Gefühlsmäßig ersehnte Ziele müssen auf dem harten Boden der Tatsachen erkämpft werden. Hier teilen sich die Anschauungen, auf welchem Wege das Ziel zu erreichen ist.

Deshalb zersplittert sich jede aus revolutionären Instinkten geborene Bewegung in zwei Teile: in einen reformistischen, revisionistischen, opportunistischen und in jenen Teil, der bis ins hohe Alter die Eigenschaften der Bewegung weiterträgt und sich gerne als „revolutionär“, „kompromißfrei“ auspielt. —

Ein Beispiel bietet die Geschichte der sozialistischen Parteien.

Mit Gregor Straker und anderen, die aus materiellen Rücksichten nur keine Schneid mehr hatten, sich mit ihm solidarisch zu erklären, beginnt die Periode einer neuen Entwicklung der NSDAP. —

Nochmals die 12 Millionen Nazischulden.

Daß etwas faul ist in den Kassaschränken des Dritten Reiches, das weiß man längst, und daß Behauptungen über die drohende Pleite als „Lügen der Judenpresse“ mit zitternder Redheit von den Helden des Hakenkreuzes abgetan werden, das ist nichts Erschütterndes mehr.

Unangenehm ist es nur für solche braune Dementis, wenn der Dementierte seine Behauptungen aufrecht erhält. Das macht nun Otto Straker mit seiner Behauptung über die Millionen schulden, für die die Partei des Herrn Regierungsrats Hitler die „praktisch-politische“ Verantwortung trägt. Otto Straker will zur Erhärtung seiner Angaben sogar vor einem „Monsterprozeß“ nicht zurückweichen und fordert Herrn Hitler vor die Schranken. —

Das kann er natürlich schon machen. Herr Hitler und die Seinen halten es erfahrungsgemäß unter ihrer Würde, sich mit dem Pack umeinanderzuschlagen. Und es wäre auch nicht angenehm, wenn die Wahrheit an den Tag käme. —

Die heulenden Derwische.

Zur Ausrüstung im Dritten Reich gehören neben Dolchen, Revolvern, Dynamit, Galgen, langen Messern, Schlagringen, Tränengas und ähnlichen zum Neubau Deutschlands nötigen Dingen auch — Taschentücher, d. h. Schneuztücher. Nach der von der politischen Zentralkommission der NSDAP. herausgegebenen Vorschrift in der Mindestausdehnung von 100:120 Ztm. —

Kraft, Stärke, Kampf, eiserne Herzen, felsenfeste Zuversicht — die Fahne hoch, die Reihen dicht geschlossen! — denn der Dof weint und liegt ge-

brochen im Lederfauteuil. Mit träuersticker Stimme hatte er den Sturz des „menschgewordenen Eichbaums“, d. h. des Herrn Apothekers Gregor Straker, bewinfelt. — Um die Braunauer Trauerweide herum heulen, weinen, winseln — Herr Hauptmann und Reichstagspräsident Göring, Herr Brüdner, dessen Frau am Heiligen Abend 1931 „ihrem Volke einen Sohn gebar“ (Schlesf. Tagesztg.) —, Röhms Kollege, Femeirichter Heines, — der arische Eichbaum von Berlin, Herr Goebbels, Streicher, Fuß und andere. — 35 Reichstagsnazi will Otto Straker als Zeugen für diese Trauerzene deutscher Männer vor Gericht bringen. —

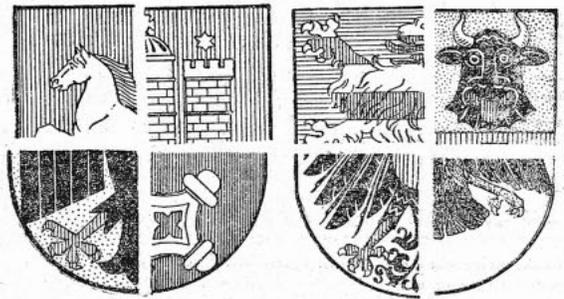
Heul Hitler! —

reisch.

Das neue Wappenspiel des „Geraden Wegs“

Wir setzen heute unser Preisausgeschrieben mit zwei neuen Wappenteilen fort und möchten auf Grund zahlreicher Anfragen ganz besonders darauf hinweisen, daß es technisch unmöglich ist, jetzt schon Teillösungen einzusenden. Es muß das Erscheinen der letzten Wappenteile abgewartet werden, dann erst kann die richtige Zusammenfügung erfolgen.

In jeder der kommenden Nummern des „Geraden Wegs“ erscheinen je zwei oder drei aus einzelnen Wappenteilen zusammengefügte Wappentabaus, die aus vier verschiedenen Wappen zusammengesetzt sind.



Wer die Einzelteile am Schluß richtig zusammensetzt, erhält 18 Wappen, und zwar die 17 Wappen der deutschen Bundesstaaten und schließlich das deutsche Reichswappen.

Wir haben diese Aufgabe mit Absicht nicht besonders erschwert, um auch der Jugend nicht nur Wappenkunde, sondern auch Gelegenheit zu übermitteln, über die Festtage hinüber sich zu betätigen und mit teilzunehmen an den schönen Preisen, die Schriftleitung und Verlag des „Geraden Wegs“ für dieses anregende Spiel ausgesetzt haben.

150 Mark

Belohnung gibt es im ganzen! Es wird ausgesetzt ein erster Preis zu 30 RM. Es folgt ein Preis zu 20 RM. Dann kommen 5 Preise zu je 10 RM. und 10 Preise zu je 5 RM.

Die Wappen sind auszuschneiden, aufzubewahren und am Schluß der Aufgabe richtig zusammenzusetzen der Schriftleitung zu übermitteln. Außerdem ist jedem Wappen das Land, bezw. der Staat hinzuzufügen.

An dem Spiel können alle Bezieher, Leser und Freunde des „Geraden Wegs“ teilnehmen. Die Lösungen müssen eingesandt werden zum 16. Januar. Bei mehreren richtigen Einsendungen entscheidet das Los.

Ueber österreichische Fragen

Die Weimarer Verfassung des Deutschen Reiches, schon längst als unzulänglich und reformbedürftig empfunden, gilt heute allen staatserkhaltenden und aufbauwilligen Kreisen mit Recht als eine der Hauptursachen der inneren Zerfahrenheit und Zerissenheit des deutschen Volkes und als eines der größten Hindernisse auf dem Wege zur politischen und daher auch zur wirtschaftlichen Befundung. Die Forderung nach ihrer gründlichen Revision ist damit in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten und wenn auch die Anschauungen über die erstrebenswerten staats- und verfassungsrechtliche Gestaltung des Reiches noch weit auseinandergehen, so wird sich die Zuangriffnahme dieser Neugestaltung nicht mehr lange beiseite schieben lassen. Das Interesse an dem notwendigen Ersatzbau für das infolge der feinerzeitigen Zeitumstände begreiflicherweise nicht vollkommene Werk von Weimar reicht weit über die Grenzen des Reiches hinaus; denn die Form dieses Baues wird wesentlich dafür entscheidend sein, ob das Nachkriegsdeutschland, welches die Bezeichnung „Reich“ zu Unrecht führt, wieder zurückerfinden kann zum alten Reichsgedanken der größten deutschen Zeiten, der durch den zu innerst undeutschen Staatsbegriff westlicher Prägung verdrängt worden ist.

Vom Wiederaufleben dieses Gedankens, der ein Rechts- und Autoritätsbegriff war, mehr als ein Begriff staatlicher Macht, wird es vor allem abhängen, ob die Anziehungskräfte des Deutschtums über die Grenzen des heutigen Deutschen Reiches hinaus wirksam werden können, nicht allein das verstümmelte Gebiet Rumpfoesterreichs erfassend, sondern den ganzen Raum von den Sudeten bis zum Balkan, von den Alpen bis zum Schwarzen Meer in seine Sphäre einbeziehend. Dieser notwendige und einzig natürliche Entwicklungs- und Lebensraum des deutschen Volkes empfing durch Jahrhunderte seine geistige Befruchtung durch den Genius des österreichischen Deutschen, wurde durch ihn dem vordringenden deutschen Deutens und deutscher Kultur erschlossen. Diese natürliche Mission des Oesterreichers ist durch den Ausgang des Weltkrieges gewaltsam unterbrochen, aber eben nur unterbrochen und nicht beendet worden. Nirgendes kann daher die verfassungsrechtliche Entwicklung des Deutschen Reiches mit größerer Aufmerksamkeit und Spannung verfolgt werden als in Oesterreich, wo man sich jetzt gerade auch in den Reihen der jungen Generation darüber klar zu werden beginnt, daß mit der Erzielung größerer Wohnlichkeit für seine derzeitigen Inassen der geplante Umbau des deutschen Vaterlandes seinen Zweck noch nicht erfüllt haben kann und darf.

Die Frage der Verfassungsreform des Reiches gibt uns daher, zugleich mit zahlreichen uns aus dem Leistungskreis zugekommenen Anregungen den Anlaß, in Zukunft auch die aktuellen Angelegenheiten Oesterreichs in den Bereich unserer politischen Betrachtungen einzubeziehen und regelmäßig, wenn auch in gebotener Kürze, in diesen Spalten zu erörtern. Manch einem unserer reichsdeutschen Leser wird es zunächst vielleicht schwer fallen, unserer Auffassung von der gegenwärtig wieder vordringlichen Bedeutung des österreichischen Problems beizupflichten. Die nationalpolitische Ideologie bemüht sich ja seit Jahr und Tag, das Bestehen eines solchen Problems, die Existenz einer spezifisch österreichischen und gleichzeitig in Lebensinteresse des Gesamtdeutschtums gelegenen Mission zu leugnen. Dem sich national nennenden, in Wahrheit aber nur kleindeutschen Gedankengang ist es unsatzbar, daß Oesterreich ein anderes Ideal haben könnte, als möglichst bald, nach Aufhebung der noch entgegenstehenden Verträge, in den Rahmen des Deutschen Reiches zurückzutreten. Daß die Verwirklichung dieser kleindeutschen Ziele, deren Anfänge schon in der Vergangenheit so viel Unheil über das deutsche Volk gebracht haben, die heute noch offenen Türen zum natürlichen und — das kann nicht genügend betont werden — zum einzigen Expansionsgebiet unserer Nation dauernd verschließen würde, darüber geben sich unzählige Deutsche, an deren aufrichtigem Volksbewußtsein nicht zu zweifeln ist, leider keine Rechenschaft.

Wenn wir uns also mit aktuellen Fragen Oesterreichs beschäftigen, so geschieht dies in der Erkenntnis, daß es sich hier nicht lediglich um das Schicksal von sechs Millionen, also eines Bruchteiles der „Auslanddeutschen“ handelt, sondern um das Schicksal eines Brudervolkes, dessen Bedeutung für das Gesamtdeutschtum weit über jedes zahlenmäßige Verhältnis hinausreicht. Im Reich, besonders in Norddeutschland, ist man oft geneigt, mit einer Art gönnerhafter Geringschätzung auf den Oesterreicher herabzublicken. Sorglose Lebensfreude, Wienerische „Gemütslichkeit“, Vorliebe für Operettenmusik, dabei Mangel an Ernst, Zuverlässigkeit und Ausdauer — damit ist

für viele der Oesterreicher erschöpfend charakterisiert. Wir brauchen hier nicht auf die außerordentlichen, durch Jahrhunderte bewiesenen Leistungen dieses Volkes in Krieg und Frieden hinzuweisen; auf Leistungen, welche den Oesterreicher auf allen Gebieten kultureller Betätigung, in allen Zweigen der Wissenschaft und der schönen Künste, der Literatur und Musik, der Technik und Architektur mit an die Spitze der deutschen Nation gestellt haben. Wir wollen hier nur daran erinnern, daß die Deutschen in der alten Habsburgermonarchie, obwohl nur eine schwache Minderheit in der Zahl seiner vielstämmigen Bewohner, diesem Reich ein unzweifelhaft deutsches Gepräge zu verleihen wußten und es zeitweise zum entscheidenden Faktor im Weltgeschehen zu gestalten verstanden. Diese Tatsache zwingt zum Schlusse, daß dem oft verkamten deutschösterreichischen Genius doch eine größere Kraft innewohnen muß, als die heutige politische und wirtschaftliche Schwäche des so arg verstümmelten Donaulandes es vermuten ließe.

In diesem Zusammenhang ist auch einer kolonialistischen Tat ersten Ranges zu gedenken, durch welche sich dieser Genius noch in den letzten Jahrzehnten vor Ausbruch des Weltkrieges ein Denkmal gesetzt hat; wir meinen die zivilisatorischen Leistungen, die Oesterreich-Ungarn in Bosnien und der Herzegowina vollbracht hat und die nirgends eine so rückhaltlose Anerkennung und Bewunderung gefunden haben, als wie im kolonial so erfahrenen England.

Die politische und gedankliche Unzulänglichkeit, das kategorische Entwerfen — Oder ist ein besonderes Merkmal des heutigen Nationalismus. Er fühlt sich berufen, alles was nicht genau nach seiner Art national erscheint, als antinational, als Verrat an der nationalen Sache zu verurteilen. Diese Einstellung im Verein mit der erwähnten Einschätzung des Oesterreichertums überhaupt erschwert vielen Reichsdeutschen die objektive Würdigung österreichischer Angelegenheiten ganz ungemein. Man ist allzusehr geneigt, jedes Zeitziel, jede an sich noch so belanglose Aktion, jede Strömung, die sich in Oesterreich bemerkbar macht, sofort unter die nationalpolitische, oder besser gesagt, kleindeutsche Lupe zu nehmen und soferne es sich nicht um eine offenkundige Förderung des „Anschlußgedankens“ handelt, die nationale Alarmtrommel zu rühren. Ob nun der Bundeskanzler Dollfuß auf einige Stunden nach Budapest fährt, ob der österreichische Vertreter in Genf mit einem französischen Abriistungsbegleiterten den Kaffee nimmt oder ob Baugoin, der so verdienstvolle Heeresminister, vielleicht darauf vergißt, bei der Neuorganisation des österreichischen Bundesheeres die Reformpläne des Generals v. Schleicher zu Rate zu ziehen — gleich ist die deutsche „nationale“ Presse bei der Hand, um sich über unerlaubte Seitenhiebe der Oesterreicher zu entsetzen und österreichische Minister, Funktionäre und Presseorgane nach allen Regeln der Kunst abzuzanzeln.

Seit den Tagen Strejemanns wird von einsichtigen Männern im Interesse der notwendigen deutsch-französischen Verständigung immer häufiger gefordert, daß die beiden Völker sich durch persönliche Fühlungnahme besser kennen lernen sollten. Dieses Verlangen ist durchaus gerechtfertigt und in jeder Hinsicht zu begrüßen. Im Interesse des Gesamtdeutschtums wäre es aber noch ungleich wichtiger, daß sich die Stämme beiderseits der österreichisch-deutschen Grenze näher kennen lernten. Es sollte nicht vergessen werden, daß sich die donauländischen Deutschen im jahrhundertelangen engen Zusammenleben mit anderen Völkern das Vermögen des Einfühlens, eine Anpassungsfähigkeit und Erfahrungen erworben haben, welche den Deutschen im heute mehr denn je isolierten Reich noch besondere Dienste zu leisten berufen sein werden. Und es sollte vor allem vermieden werden, jenen Oesterreichern, die für ihr Land, ihren Stamm und für das gesamte Deutschtum höhere Ideale und weiter gesteckte Ziele erschauen, als sich im Falle des einfachen „Anschlusses“ realisieren ließen, ohne weiteres den Vorwurf des Verrates am deutschen Gedanken zu machen.

Jeder Erörterung österreichischer Tagesfragen muß die Unteruchung der sogenannten **A n s c h l u ß f r a g e** vorangehen. Denn mit dieser Frage wurde die österreichische Republik geboren, durch sie wurde das österreichische politische Leben in den verflochtenen 14 Jahren ununterbrochen beeinflusst und sie wird auch weiterhin ein stets aktuelles Problem bleiben, bis zu dem Tage, an dem sie ihre vernunft- und naturgemäße Lösung findet.

Das nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie übriggebliebene Teilgebiet, welches durch das Diktat der Siegermächte zunächst gegen seinen Willen zur selbständigen Existenz unter dem Namen Oester-

reich gezwungen worden war, konnte sich in der ersten Zeit seines Lebenszweckes nicht bewußt werden. Aller organischen Zusammenhänge beraubt, von mißgünstigen Nachbarn eingekreist, von gänzlich unnatürlichen Grenzen umgeben, schien sich der jungen Republik nur ein Ziel zu bieten: Die Aufgabe ihrer Eigenstaatlichkeit und die Verschmelzung mit den Deutschen im Reich. In dieser Richtung drängten nicht nur völkische und wirtschaftspolitische Momente; auch parteipolitisch mußte der zu einem großen Teile marxistisch eingestellten Bevölkerung Oesterreichs der Zusammenschluß mit dem Reich, in welchem der Marxismus zur führenden Rolle berufen schien, einen besonderen Anreiz bieten. Die deutsche Inflation, dagegen die Konsolidierung der österreichischen Währung und die Anbahnung besserer Beziehungen mit den nichtdeutschen Nachbarn durch Bundeskanzler Seipel, im weiteren Verlaufe die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse, welche auch im Anschlußfalle eine wesentliche Besserung der ökonomischen Lage Oesterreichs nicht erwarten ließ, mußten neben dem Anschlußgedanken auch andere Kombinationen in den Bereich der möglichen Lösungen treten lassen. Im Zusammenhang mit der Erörterung der gegenwärtigen innerpolitischen Situation Oesterreichs werden wir noch auf diese verschiedenen Kombinationen zurückzukommen haben. Vorgreifend können wir jedoch schon hier die heutige Willensmeinung Oesterreichs mit folgenden Worten kennzeichnen: Keine Lösung gegen das Deutsche Reich, jede Lösung mit dem Reich, aber nicht mit dem Reich allein. C. v. S.

Die letzte Stunde

nacht je eher, je mehr der Mensch gegen die Gesetze der Natur verstößt und den Zusammenhang mit der Allmutter verliert. Denn in der Natur liegen die Kraftquellen und -reserven auch des menschlichen Lebens, sind die Stoffe aufgespeichert, die unsere Lebensenergie mit frischer Stromkraft versorgen. In einem Gemisch aus bestimmten mineralischen und pflanzlichen Bestandteilen hat man jetzt ein hochaktives Sammelement solcher Naturkräfte geschaffen, und es hat sich herausgestellt, daß der menschliche Organismus, indem er von diesem Substanzgemisch in sich aufnimmt, in Kürze eine erstaunliche Auffrischung seiner wichtigsten Lebensfunktionen, wie Verdauung, Stoffwechsel, Säftekreislauf, Hormonsekretion, Nerventätigkeit, Ausscheidung erfährt und sich eine bedeutende Erhöhung seiner Abwehrkraft gegen Krankheiten aneignet.

Dieses Präparat, „Heidequell“ genannt, ist da diese Zeiten geschrieben werden, bereits tausendfach erprobt und stürmisch belobt, und es hat jeder Gelegenheit, seine Wirkung an sich selbst festzustellen, da die Heidequell-Gesellschaft m. b. H., Raumburg/Saale Z 530, aus reichende Gratisproben zusammen mit dem lebenswerten Buch: „Alt werden und jung bleiben“ an alle Interessenten kostenlos vergibt.

Dr. St. Es empfiehlt sich um so mehr, unverzüglich wegen einer Probepackung an die Heidequell-Gesellschaft zu schreiben, als sie gerade jetzt ein sehr interessantes Preisauschreiben veranstaltet, welches jedem eine kostenlose Beteiligung ermöglicht und in welchem Barpreise bis zu einer Million Reichsmark dem glücklichen Gewinner des ersten Preises unter Umständen winken.



Fernsprecher: 93378 u. 93379
Schriftleitung: Verlag
München, Hofstatt 5, 2. Stod
Postfachkont.: München 2426
Sterr. Postpart. Wien 103639

Verlag: Naturrechts-Verlag G. m. b. H. Schriftleitung: J. Dell. Für Beilage „Denken u. Leben“: G. v. M. A. L. in d. r. o. d. t. Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Herausgeber Dr. Fritz Gerlich. Für den Anzeigenteil: Erich Offenbacher. Sämtlich in München, Hofstatt 5/II. Stod. — Rotationsdruck: Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 4-6. Geschäftsstelle des „Geraden Wegs“ in Augsburg, Zeugasse 3 203/1. Für unverlangt eingehende Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen. Allen Einwendungen ist Rückporto beizulegen.

Sprechstunde der Redaktion Samstag von 10 bis 12 Uhr.

Bezugspreis monatlich 1.20 RM. zuzüglich 0.20 RM. Liefergebühr bzw. durch die Post 0.26 RM. Liefergebühr. In Oesterreich 3.50 Schill. inkl. Porto. Einzelnummer 20 Pfg., in Oesterreich 40 Gr. — Zu beziehen durch unsere Hauptgeschäftsstelle (München, Hofstatt 5/II), unsere Agenturen und Filialen, alle Postämter und durch den Buch- und Zeitschriftenhandel.

Der Abonnent ist bei der Nürnberger Lebensversicherungsbank gemäß den Versicherungsbedingungen bei natürlichem Tode mit Sterbegeld RM. 100.—, außerdem Moment und sein Ehegatte gegen Anfälle bis zusammen RM. 2000.— bei Tod oder Gang-Invalidität versichert.

Jeder Unfall ist sofort der Nürnberger Lebensversicherungsbank anzugeben; der Verletzte muß sich unverzüglich — spätestens am zweiten Tag nach dem Unfall — in ärztliche Behandlung begeben. Todesfälle müssen sofort, spätestens aber innerhalb 48 Stunden nach dem Eintritt, der Bank schriftlich zur Anmeldung gebracht werden.

Ueber die Voraussetzungen der Versicherung geben die Versicherungsbedingungen Aufschluß, die vom Verlage oder von der Nürnberger Lebensversicherungsbank zu beziehen sind.

Krise im Januar

(Schluß von Seite 2.)

„Trene“, die sie ihrer Wehrorganisation halten, ist allerdings nicht ganz freiwillig. Melden sie sich bei der Kommunistischen Partei, wie das sehr häufig geschieht, so wird ihnen dort bedeutet, daß sie zur Zeit nicht aufgenommen werden. Sie sollen in der Hitlerischen S.A. bleiben, diese völlig kommunistisch machen und in dem Augenblicke, wo es hart auf hart geht, also der offene Machtkampf auf der Straße beginnt, in geschlossenen Verbänden zum Kommunismus übergehen. Der Kommunismus arbeitet also gemäß den Angaben unserer Russenberichte seit vielen Monaten mit dem Ziele, die Hitlerischen S.A. ganz mit bolschewistischer Gesinnung zu erfüllen, denn er sagt sich, daß ihr Uebergang in dem Augenblicke, wo die politische Kriegslage eigentlich den offenen Kampf der beiden Richtungen gegeneinander verlangte, für das kommunistische Endziel, nämlich die Bolschewisierung Deutschlands, sehr viel nützlicher ist, als einzelne Uebergänge in der Gegenwart, auch wenn sie noch so zahlreich sind.

In der Hitlerpartei selbst ist die Tatsache wohl bekannt, daß die S.A. heute keinem Führer mehr gehorcht, und zwar weder Röhm, noch Hitler. Sie existiert völlig anarchisch und bleibt nur deswegen beisammen, weil sie anderswo keinen Unterschlupf findet. Die unbestrittene Tatsache, daß die Hitlerpartei Millionen-Schulden und die ebenso unbestreitbare Tatsache, daß ihr sicher nicht ohne freundliche Mithilfe Schleichers die großen Subventionen nicht mehr fließen, sie also ganz auf die Mitgliederbeiträge angewiesen und deswegen sehr knapp in ihren Finanzen ist, übt vorläufig noch nicht jene Rückwirkung auf die S.A. aus, wie sie hier und da in Presseäußerungen vermutet wird. Wenn diese auch zur Zeit kein Geld bekommt, so läßt sie sich doch mangels jeder anderen Zuflucht vorläufig — und wahrscheinlich noch für einige Wochen — mit Versprechungen vertrösten.

Inzwischen bemüht sich die jetzige Leitung der Hitlerpartei — unter Verwendung Hitlers als Feigenblatt nach außen — die S.A. wieder in die Hand zu bekommen. Sie bezweckt mit ihrer Hilfe Terrorakte so inszenieren, daß sie der Kommunistischen Partei in die Schuhe geschoben werden können und Schleicher veranlassen sollen, Ausgleichsverhandlungen mit der Hitlerpartei zu führen, die sich in ihrer Demagogie, das heißt in ihren Presse- und Versammlungsäußerungen, dann, wenn die Terrorakte stattgehabt haben, dem deutschen Volke als einzig möglichen und zuverlässigen Retter dagegen empfehlen will.

Dabei rechnet die jetzige Hitlerparteileitung mit der Gesundheit und dem Charakter Schleichers, wie sie sich ihn vorstellt. In sehr intim unterrichteten Kreisen war es seit langem bekannt, daß Schleicher schwer nierenkrank ist, man spricht von Leukämie. Heute wird hierüber in Berlin bereits in den Kreisen der politischen Journalisten offen gesprochen, mit dem Zusatz, daß Schleicher aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr die körperliche Gesundheit besitze, die für sehr kühne und verantwortungsvolle Entschlüsse zumeist Voraussetzung ist. Dazu bezieht man sich auf Schleichers Art. Ueber die Vorstellung, die sich die Hitlerpartei von Schleichers Art macht, hat sich der Nationalsozialist Ruhe in der Sitzung des Preussischen Landtags vom 16. Dezember, anlässlich von Schleichers Rundfunkbemerkungen gegen den nationalsozialistischen General

Litzmann nach dem „Völkischen Beobachter“ folgendermaßen geäußert:

„Herr Reichskanzler von Schleicher hat in seinen Ausführungen das Wort „Kameradschaftlichkeit“ gebraucht. Ich frage den Herrn Reichskanzler v. Schleicher, ob er bei diesem Appell an die Kameradschaftlichkeit vielleicht daran dachte, wie er den Generalobersten von Seeckt oder den Wehrminister Geßler „kameradschaftlich“ zur Strecke brachte oder wie er den Reichswehrminister Gröner „kameradschaftlich“ zur Strecke brachte, oder wie er den Reichskanzler Dr. Brüning „kameradschaftlich“ zur Strecke brachte oder wie er den Reichskanzler von Papen ebenfalls „kameradschaftlich“ zur Strecke brachte. Vielleicht verleitet die „Kameradschaftlichkeit“ Herrn von Schleicher dazu, mangels anderer Objekte sich nun selbst zu torpedieren. Dieser Beweis von „Kameradschaftlichkeit“ würde vom nationalsozialistischen Deutschland mit einer gewissen Befriedigung zur Kenntnis genommen werden.“

Der Weg der direkten Zusammenarbeit mit der Hitlerpartei ist Schleicher heute stark verbaut. Und damit auch die Hoffnung, die Hitlerische S.A. sich als eine Art Miliz anzugliedern und die politische Führung der Partei aus dem Einfluß herauszuwerfen. Damit soll nicht gesagt sein, daß diese etwa Einfluß von nennenswerter Stärke auf die S.A. hätte, im Gegenteil, wir wiederholen die obige Bemerkung, daß diese heute führerlos hin- und herschwankt und im wesentlichen nur deswegen beisammen bleibt, weil niemand da ist, der sie auffängt und die Hoffnungen auf die Hitlerpartei immer noch die größere Wahrscheinlichkeit bieten, wieder zu einer finanziell fest gegründeten Existenz zu kommen. Denn das ist heute hier das wesentliche Problem des deutschen Schicksals und alle Rederei über Grundsätze, wie „sittliche Erneuerung“ usw. sind reine Schaumschlägerei.

Nun hat sich aber auch der Stahlhelm Schleicher versagt. Die Sozialdemokratie und ihr Reichsbanner ist auch nicht bereit, in sein Geschäft mit einzuspringen. Schleicher hofft — wie seine Rundfunkrede zeigt — durch die Wiederaufnahme von Gedanken seines Wahlvaters Gröner über die sportliche Organisation der jugendlichen Deutschen — wobei er nur Gröner zu erwähnen vergaß — vorläufig noch dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. Seine größere Hoffnung aber ist auf die Führung des Zentrums gesetzt. Diese gibt sich der Meinung hin, es werde ihr bei ihrer überlegenen Klugheit gelingen, Hitler und seine Partei politisch zu erziehen. Sie hofft zum Teil, diese Partei bis Januar so arbeitsfähig gemacht zu haben, daß sie dann wieder in Preußen und dem Reich eine Regierung bilden kann, die rein parlamentarisch begründet ist. Schleicher aber zweifelt heute bereits daran, daß die vermeintliche Erziehungsarbeit des Zentrums gelingen werde — und wir weisen nicht minder. Denn so wie wir die Hitlerpartei kennen, hat deren heutige Führung kein geringeres Bedürfnis, als das, zu praktischer Arbeit mit Verantwortung und der Möglichkeit des Sturzes beim Fehlschlagen, erzogen zu werden.

Die Zentrumsführung aber scheint sich der Meinung hinzugeben, daß ihr bis zum Januar diese Erziehungsabsicht gelingen wird. Jedenfalls ist man sich in Berliner Regierungskreisen darüber klar, daß der Januar sehr stürmisch werden und angesichts der jetzigen Sachlage wohl den Sturz Schleichers bringen wird. Dieser beabsichtigt auch nicht, nach Genf zu gehen, weil er sich nicht genügend sicher auf dem dortigen Parkett glaubt. Ob die Behauptung richtig ist, daß auch die Führung des Zentrums im Januar die Zeit für gegeben erachtet, dem Kabinett

Schleicher die Wechsel zu präsentieren, ist heute noch nicht ganz klar. Dafür ist um so eindeutiger die Tatsache erkennbar, daß die derzeitigen Erfolge der Erziehungsarbeit, nämlich die von der Hitlerpartei öffentlich abgelehnte, aber tatsächlich gewährte „Anlaufzeit“ für das Kabinett Schleicher im engsten Zusammenhang mit der Drohung sowohl Schleichers wie des Zentrums stehen, bei mangelnder Folgsamkeit den Preussischen Landtag aufzulösen, was nach Ansicht auch der heutigen Führung der Hitlerpartei für diese eine Katastrophe, nämlich den Verlust der preussischen Machtstellung, mit sich führen würde. Im übrigen ist die Zeit, die das Kabinett Schleicher heute durchmacht, unseres Erachtens keine Anlaufzeit, sondern seine Ab-
laufzeit.

Schleicher weiß, daß ihm selbst die militärischen Machtmittel nicht so zur Verfügung stehen, wie er sich vielleicht anfangs gedacht hat. Er weiß ferner, daß er selbst in Regierungskreisen kein volles Vertrauen genießt und daß sich nicht viele für ihn ganz einsetzen werden.

Schleicher sucht sich — ganz gemäß den oben dargelegten Voraussetzungen, unter denen er das Mandat zum Reichskanzler erhielt — zur Zeit durch Milderungen in den Notverordnungen des letzten Jahres Luft zu verschaffen. Wir wollen hier die in der Presse viel erörterte Frage, ob die Amnestie nicht geradezu die Sicherheit in Deutschland gefährdet, nicht weiter besprechen, sondern nur darauf hinweisen, daß sogar der nationalsozialistische Vertreter der braunschweigischen Regierung im Reichsrat sich der Stimme enthalten hat, eine Tatsache, die die nationalsozialistische Presse ihren Lesern bis heute verschweigt.

So wie die Finanzen und die politischen Kräfteverhältnisse heute liegen, werden aber die derzeitigen Milderungen kaum den Januar überleben. Der Gereke-Plan geht nicht vorwärts. Der „Kommissar für Arbeitsbeschaffung“ findet, wie wir schon früher betonten, den stärksten Widerstand bei anderen Reichsministerien, der auch durch das persönliche Eintreten des Reichskanzlers bisher nicht überwunden werden konnte, weshalb dieser ein Ministerium für Arbeitsbeschaffung mit Gereke als Minister begründen will, um durch Kompetenzerstreichungen den Widerstand der anderen Ministerien zu überwinden.

Es wird uns nicht leicht, am Schluß des Jahres eine pessimistische Ansicht zu veröffentlichen. Trotzdem müssen wir um des Wahrheitsgebotes willen sagen, der Januar wird sehr lebhaft werden. In den Kreisen der K.P.D.-Führung geht das Wort: „Wir werden aller Wahrscheinlichkeit nach nicht gewinnen, die anderen aber werden bestimmt verlieren, es wird das Chaos über Deutschland kommen und der Zerfall des Reiches.“

Dr. Fritz Gerlich.

Wald und Garten

Wir sehen die Beschreibung der in dem Preisaus-schreiben des „Geraden Wegs“ genannten Bäume aus der Feder von B. Schaefer, Münstermaifeld, fort.

Ahorn.

Drei Arten im mitteleuropäischen Wald: der meist strauchige Feld-, Spitz- und der Zucker-Ahorn, die hartes, schweres, weißes oder gelbliches Holz liefern von hohem Brennwert, auch geschätzt zu Ausstattungen, Haushaltungsgegenständen, Werkzeugen, Musik-Instrumenten, Laubsäge-, Schmitz- und Drechslerarbeiten zu Möbeln. Es sind beliebte Park- und Allee-bäume in zahlreichen, buntblättrigen Formen, der nordamerikanische Zuckerahorn liefert außer Holz zu hellen Parketts im Frühjahr aus Bohrlöchern süßen Saft zum Ahornzucker.

Demütige Weihnacht

Ein Nachklang
und eine
Erinnerung

Es sind nun genau 5 Jahre verflossen seit jenem Nachmittag, der den weihnachtlichen Feiertagen vorausgeht und an dem mir ein Erlebnis geschenkt wurde, das ich noch heute wie eine Kostbarkeit bewahre. Eine Eiche, die mich an die Andacht kirchlicher Weihenstunden erinnert, hielt mich bis heute davon ab, über dieses Erlebnis zu sprechen. Aber gerade in diesen Tagen, die wie nebelnasse Schwaden verdunkelnd und feuchtes Frösteln vor sich herschiebend uns Deutschen des Daseins Hilflosigkeit so drückend in Herz und Seele und Arbeit schreiben und selbst über feiertägige Stunden schütten, kann diese kleine Geschichte vielleicht ein wenig von jener inneren Erhebung vermitteln, die letzten Endes für uns reinstes Glück bedeutet.

Es war also der 24. Dezember 1927. Vielleicht werden sich viele Leser mit einem leisen „ach ja!“ dieses Jahres erinnern, denn im Jahre 1927, gerade wenige Wochen vor Weihnachten, ging auch über dem Bayernland eine Art Silberregen nieder, der etwas Erfrischendes und Herzerfreuendes auch für die hatte, an denen dieser Regen vorbeizugschte.

Von Jubiläumsmünzen abgesehen, war, in diesem Winter erstmals wieder die Ausprägung von 5-Markstücken in Silber begonnen worden. Die funkelnden Stücke vertrieben unauffällig die trüben Gespenster der papierernen Währung. Ein frohes Leuchten hüpfte jedem entgegen, der dies Hartgeld grüßen konnte, denn noch waren die Münzen nicht angegriffen von blindmachender Zeit, vom Schmutz und Schweiß des Alltags.

Zuvor aber muß ich auf meine damaligen Lebensverhältnisse einige Lichter fallen lassen, weil sonst mein Erlebnis sich nicht so wahr und ehrlich zeigt, wie ich es auch dann noch besitzen möchte, wenn ich es nun von mir schenke.

Ich war in leitender und gesicherter Stellung, hatte Gelegenheit frei und nach eigenem Ermessen zu schaffen, nicht eingeengt und nicht angepornt von Vorgesetzten und meine Arbeit stützend auf eine kleine Schar treuer Mitarbeiter. Die Art meines Berufes gab mir häufig Gelegenheit, öffentlich zu sprechen. Da ich bei diesen Gelegenheiten nur von dem zu sprechen hatte, was mich selbst stark innerlich bewegte, und da mein Wirken seine Kraft aus herzhafter Neigung für das ganze Gedankengebiet meiner Tätigkeit schöpfte, so konnte ich mich wohl zu den Menschen rechnen, die über den Sorgen und Kümernissen des Alltags standen. Eigentlich hatte ich nur einen Kummer, es könnte sich irgendwie das Schicksal zum Schlimmern wenden und mit harter Hand aus den von froher Arbeit erfüllten, von Lebensfreude schimmernden Tagen die herzhafteste Freude herausbrechen wie Edelsteine aus einem Gestein.

An jenem 24. Dezember 1927 aber hatte mir trotz der schon damals trüb hinschleichenden wirtschaftlichen Sorgen das Wohlwollen meiner Dienststellen eine besondere Freude beschert. Die Jahre der Weihnachtsgeschenke waren ja nach der Inflation rasch zu sagenhaften Erinnerungen geworden und ich hatte genau so wenig wie meine Mitarbeiter entfernt noch an eine solche Möglichkeit gedacht. Und nun kam sie doch und in einer Form, die mit so wenig materiellen Mitteln eine Freude in ein Vielfaches steigern kann.

Das Ende der Arbeit war auf 3 Uhr nachmittags festgesetzt und wenige Minuten zuvor traf unser Chef persönlich ein. Er ging von Arbeitszimmer zu Arbeitszimmer, sprach herzliche Wünsche für die Weihnachtstfeiertage und dann legte er schmunzelnd jedem Einzelnen ein blinkendes, glitzerndes Weihnachtsgeschenk auf den Tisch in Gestalt von nigel-nagelneuen 5-Markstücken. Er richtete es so nett ein, daß keiner mußte, wieviel der andere bekam, so daß auch nicht der leiseste Schatten auf diese silberne Freude fallen konnte. Ich weiß heute noch nicht, nach welchem Maßstab er die Gabe berechnete. Aber ich sehe heute noch vor mir die 24 blanken Stücke, die ich dann in einem Anfall von Uebermut loder und leise in meiner ausgeräumten rechten Hosentasche versenkte. Ich versicherte mich natürlich diesmal recht gründlich, daß sie kein Loch hatte, obwohl ich noch eine Rückversicherung

hatte. Ich trug die damals so beliebten Knickerbocker, die schon so manchem durch die Hosentasche gerutschten Gegenstand ein energisches Halt durch den Knieverschlus geboten haben.

So fuhr ich mit einem geradezu unwahrscheinlichen Freudegefühl trotz der bitteren Kälte mit dem Rad und mit meinem Sack voll Silberglück nach Hause.

120 Mark, auf die ich nie gehofft hatte, das war eine wundervolle Weihnachtstfreude, die wie ein kleiner Raub durch den Kopf wirbelte. Trotz meiner

nisse von stundenlanger Dauer klar und folgerichtig verhältnismäßig reich und eindrucksvoll dem Menschen schenken. Ich habe selbst so manches kleine Beispiel davon erlebt. Aber ich habe auch das Gefühl, als fehle es mir an der nötigen Konzentration, um auch im täglichen Leben Stürme von Gedanken und Eindrücken, Erinnerungen, Gefühle innerhalb weniger Sekunden zu erleben. Ich könnte mir wohl vorstellen, daß uns Menschen, wenn unser Trachten mehr nach innen gelehrt und nicht an tausend Außendinge vergebend wäre, innere Erlebnisse mit überwältigendem Inhalt geschenkt würden, die an die Visionen der Heiligen erinnern.

Jedenfalls weiß ich, daß mir in diesem Augenblick eine unerhörte Fülle erlebter Dinge, vertrauter Gefühle geschenkt wurde, die in ihrer Gesamtheit zu den herrlichsten Gaben gehören, die für mich das Leben wert machen.

Ich war einen Augenblick so fern der Wirklichkeit und so hoch hinausgehoben über das uns so inhaltsreich scheinende Blendwerk des Alltags, daß ich noch oft und oft stundenlang im Genuß der Erinnerung zu schwelgen vermochte. Es war ein förmliches Schauen von Wissen und Zusammenhängen, von Dankbarkeit und freiwilliger innerer Demütigung, das sich in den Augenblick einschob, da ich das Rad gegen die Wand lehnte und die einfache Kümernisse des alten Mannes erkannte. Ich hob ihn sachte in die Höhe und lehnte ihn vorsichtig gegen die Wand mit freundlichen, leichten Worten, als handle es sich um Selbstverständliches, ihn beschwichtigend.

„Natürlich die Schuhbündel aufgegangen! Das werden wir gleich haben. — Nein, nein, da brauchen Sie sich nicht mehr zu bücken, das mache ich schon!“

Das Gespräch mit dem alten Mann entwickelte sich natürlich in der wohligen Behaglichkeit des Münchener Dialektes und wenn ich es hier aus dem Dialekt heraushebe, so geschieht das nur des besseren Verständnisses halber.

Ich sah noch zwei in Staunen sich weitende Augen, dann kniete ich zu einer Hilfeleistung, die ich sonst nicht leicht jemand zuliebe auf mich genommen hätte, mit einem unerhörten Gefühl der inneren Gehobenheit und der Dankeserstattung vor dem alten Mann nieder. Ich knüpfte den einen gerissenen Bündel wieder sorgsam zusammen, zog sie um die blankgeschauerten Schlaufen und band sorgfältig einen doppelten Knoten. Auch der andere Schuh war rasch wieder verschürzt. Dann sprang ich auf, wischte mir den Schnee von den Knien und sagte lachend:

„Nun ist der Schaden ja wieder behoben!“

Was in den kurzen Sekunden, da ich diese einfache Hilfeleistung vollführte, innerlich erlebte, gehört zu den seltsamsten Dingen meines Lebens. Zunächst aber sprach der Alte mit müder und von innerer Nahrung zitternder Stimme:

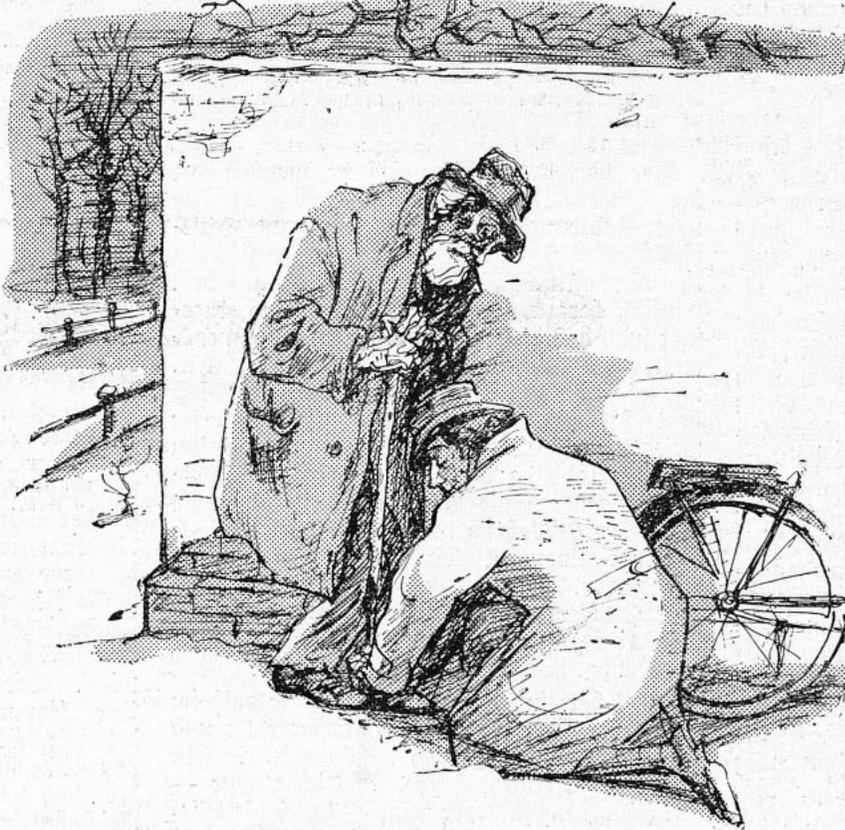
„Lieber Herr, ich kenne Sie nicht. An Ihrem Mantel schon sehe ich, Sie sind das, was wir einfachen Leute einen noblen Herrn nennen. Seit 12 Jahren, seit dem meine Frau tot ist, hat mir kein Mensch mehr einen Schuhbündel gebunden.“

Sehen Sie, lieber Herr, was Sie da getan haben, weiß ich, war gar nicht so einfach für Sie. Das hätten unter Tausend nicht viel getan, und wenn, dann höchstens ein anderer armer Teufel.“

Lieber Herr, das lohne Ihnen der liebe Gott im Himmel, denn ich kann's Ihnen nicht lohnen.“

Ich will Sie nicht aufhalten, aber das muß ich Ihnen noch sagen, wie ich so dahin stolperte und die Schuhbündel sich immer wieder um die Füße wickelten und ich in meiner Hilflosigkeit und Gebrechlichkeit immer wieder dachte, es ginge doch und ich brauche sie nicht mehr binden, da bin ich mir so gottverlassen vorgekommen, wie nicht oft im Leben. Denken habe ich müssen, wenn andere Menschen sich jetzt freuen, da gehe ich armer Teufel mütterleckenallein dahin und vor's mich nicht hinhaut, kümmert sich keine Menschenseele um mich. Sehen Sie, lieber Herr, Sie haben mir jetzt eine Weihnachtstfreude gemacht, von der ich nie gedacht hätte, daß es möglich wäre und sehen Sie, dafür danke ich Ihnen.“

Mit diesen Worten packte er mit seinen schweligen,



40 Jahre fühlte ich eine überhäumende Lebenslust, die nicht einmal zu dem materiellen Wert dieser Weihnachtstfreude im richtigen Verhältnis stand. Mein Tätigkeitsbereich lag in Nymphenburg und meine Wohnung in Schwabing und so führte mich der Weg tagtäglich über den Rotkreuz-Platz durch die Leonrodstraße an dem alten Münchnern bekannten Oberwiesenfeld vorbei.

Ich hatte eben den Rotkreuzplatz überquert, leise vor mich hinstummend, und beinahe hätte ich einen gemüthlichen alten Herrn mit dem Rad gerammt, was mir sehr peinlich gewesen wäre, da mich die Schuld getroffen hätte. Ich sprang ab, wechelte mit dem Herrn ein paar Worte und fuhr dann trotz der Kälte in beschaulicher Ruhe durch die Leonrodstraße. Die Straße, durch die ja damals die Straßenbahn noch nicht fuhr, war nahezu leer, nur auf dem rechten Gehsteig, sah ich eine gebückte schwarze Gestalt.

Offenbar ein alter Mann, der in Richtung Schwabing ging. Er stützte sich schwer auf seinen Stock und blieb alle paar Schritte stehen. Ich war vielleicht noch 30 Meter von ihm entfernt, da sah ich wie er den Stock an eine Hauswand lehnte und dann, so sah es sich wenigstens für mich an, sank er in die Knie.

Ich hatte das Gefühl, es sei ihm etwas zugestoßen, drückte auf die Pedale und sprang neben dem alten Mann vom Rad. Da sah ich sofort, daß die Sache keinesfalls schlimm war. Anscheinend durch das Geräusch, das ich verursachte, aufmerksam gemacht, hob ein alter, reichlich 70 Jahre alter Mann müde, leere Augen, die in seinem von Kälte geröteten Gesicht dunkel und unsagbar müde lagen, zu mir empor. Ich lenkte rasch das Rad gegen die Wand und nun sah ich, daß ihm an beiden Schuhen die Schuhbänder aufgegangen waren und er versuchte eben mit den klammer froststarrten Fingern den linken Schuhbündel wieder zu binden.

Man sagt, daß in Todesangst, in plötzlicher Lebensgefahr, der Mensch in bildhafter Eindringlichkeit im Zeitraum von wenigen Sekunden sein ganzes Leben an sich vorübergleiten sehe. Man spricht davon, daß wenige Sekunden und Minuten des Schlafes Erleb-

blauroten Fingern meine Hand und ich spürte einen Druck, der auch unter gewöhnlichen Verhältnissen schon reicher Lohn gewesen wäre. — Dabei ahnte aber dieser Mann gar nicht, daß er mich ja viel reicher beschenkt hatte.

Als ich nämlich vor dem Mann niederkniete, da hatte ich jenes Erlebnis, von dem ich eigentlich berichten möchte. Ich erlebte aus diesem winzigen Geschenk heraus jenes Glücksgefühl, das nur ganz selten für wenige Augenblicke geschenkt wird, das uns aber so tief aufwühlt durch seinen Inhalt und uns wieder für Jahre hinaus reich macht.

Wer nach stundenlangem mühseligem Steigen den Gipfel eines Berges erklimmen und von der Gipfelhöhe aus den machtvollen Eindruck der Gebirgshöhe mit einem Schlage sich erschlossen sieht, wird mich verstehen. Nur wenige Sekunden kann ein solches Glücksgefühl dauern, dann weicht es ständigem Genießen, dem aber die atemraubende Sinnigkeit fehlt, die ich hier meine.

Ich wählte hier auch absichtlich dieses Erlebnis in der Natur, weil mich etwas hindert, an Erlebnisse zu rühren, die noch weit höher stehen, die aber nur der ihrem Wesen nach wirklich erfährt, der sie in sich erlebt hat.

Unser katholischen Christen möchte ich mit aller Schutzamkeit erinnern an das Erlebnis der ersten Heiligen Kommunion, an das Erlebnis der Firmung, an bestimmte einmalige Geschehnisse, die zu Anker werden, an denen unser Lebensschiff selbst in den wildesten Stürmen noch einen Halt findet. In jenen wenigen Sekunden, da erlebte ich eine Fülle von Worten und Bildern, von Gleichnissen und Geschehnissen, von Wirklichkeit und Gedanken, daß ich fast erdrückt wurde.

Bibelworte wie „Ihr seid nicht wert, ihm die Schuhriemen zu lösen“ kamen in beklemmenden und doch wieder zu erhebenden Widerstreit mit einem starken Gefühl, in diesem Augenblick wirst du selbst irgendwie wert, selbst Höheren den Schuhriemen zu lösen. Blühtartig tauchte das Bild eines Fürsten vor mir auf, das ich einmal erlebte, als er sich andächtig in die Knie beugte, als ein einfacher Landpriester auf dem Wege zu einem Sterbenden das Allerheiligste an ihm vorübertrug. An den alten Prinzregenten Luitpold dachte ich und an die Fußwäscher, an jenes Sinnbild freiwilligen Verzichtes auf Rang und Würde, auf jenes Sinnbild aus innerster Demut geborener Unterordnung, wie sie in der biblischen Fußwäscher zum aufwühlenden Erlebnis wird.

Sicher war diesem Empfinden jede Selbstüberhebung, jeder billige Glorienschein fern, der ja Sinn in Unsin, Tat in Geste, Wert in Unwert verwandelt hätte. Aber eine tiefe Befriedigung, so und nicht anders gehandelt zu haben, irgendetwas getan zu haben, was dem Weihnachtsgedanken unendlich viel näher liegt als kostbare Geschenke, als Freuden, die man seinen Angehörigen schenkt aus Tradition und innerem Bedürfnis.

Irgendwie spannte sich hinter all diesem Erlebnis ein sehnsüchtiges Hoffen, öfter noch über die Armutseligkeiten unseres Alltags hinauszusteigen.

Nur eines tat mir zu tiefst leid, daß ich diesem alten Mann nicht danken konnte für das, was er mir fürs Leben geschenkt, denn er hätte meine Worte niemals verstanden.

Es gab sich ganz natürlich, daß ich mein Rad schiebend, dem Alten anbot, ihn noch ein Stück des Wegs zu geleiten. Ich fragte ihn, wohin er dem Heiligen Abend entgegenwandere.

„Ich gehe zu meinem Sohn, er ist Schreiner, verheiratet und hat selbst schon zwei erwachsene Kinder. Ich bin pensionierter Postschaffner und möchte mir das Geld und die Einsamkeit am Heiligen Abend sparen. Aber weh tut es, wenn man mit fast leeren Händen kommt, und da hab ich aus besseren Zeiten noch ein Schmuckstück von meiner lieben guten verstorbenen Frau, das will ich meiner Schwiegertochter bringen, damit sie mir nicht gram ist, daß ich ihr meine Armut in das Haus trage. Schlecht, bitter schlecht geht es, denn all meine Ersparnisse sind nach dem Krieg verloren gegangen und meine Pension schützt mich nur vor dem Hunger.“

Mit zitternden Händen hatte der Alte aus der Hosentasche eine altertümliche Brosche geholt; gedankenverloren hauchte er das bescheidene Schmuckstück an und rieb es leise am Arm.

„Altmodisch ist es halt, aber immer noch besser, als gar nichts.“

Wir waren an einer Seitenstraße angelangt. Noch heute sehe ich das Straßenschild vor mir, Mehgerstraße oder ähnlich.

Da drinnen, ein paar Häuser weiter, wohnt mein Sohn. Ich danke Ihnen, lieber Herr, daß Sie mich nun auch noch begleitet haben und wünsche . . .“

Da fiel ich ihm ins Wort, denn mir war plötzlich ein Gedanke gekommen. Ich wollte meiner Weihnachtsfreude noch einen frohen Abschluß geben.

Ich langte in meine silberne Tasche und langsam mit den Fingern abzählend und nachdenklich

überlegend zog ich 1, 2, 3, 4, 5 von den großen Silberstücken hervor.

„Lieber fremder Freund, nehmen Sie das und teilen Sie es mit denen, für die Sie soviel Gutes freudig bereit haben. Ein Stück für Sie, eines für Ihren Sohn, für Ihre Schwiegertochter und eines für Ihre beiden Enkel.“

Auf meiner Hand lagen die fünf Silberstücke, den Handteller füllend und noch übereinander sich schiebend, trotzdem es schon zu dämmern begonnen, schimmerten die Stücke glitzernd. Gewaltig mußte ich mich zusammennehmen, damit mich nicht die Rührung übermannte bei dem fassungslosen Staunen des Alten über dies für ihn so unwirklich und doch so gegenwartsnahe Geschehen.

„Sie mir, das geben, mir? Ja, Herr, ich verstehe das alles nicht, das gibt es ja nicht, das ist ja nicht möglich!“

„Doch, doch, nehmen Sie nur. Nun hat der Schuhschmied Ihnen eben Glück gebracht. Nehmen Sie und gehen, daß Sie bald und wohlbehalten hinkommen, denn es ist bitter kalt und Sie gehören nicht mehr zu den Jüngsten.“

Aber alles Bereden des Alten half nichts. Mit flackernden Augen sah er mich fest an und sagte, tief atmend:

„Lieber Herr, wenn es Ihnen wirklich damit ernst ist, dann nehme ich es in Gottes Namen. Aber nur

vier Stück. Verstehen Sie mich wohl. Meinem Sohn und seiner Frau und den beiden Kindern bringe ich jedem ein Stück mit, aber für mich, Herr, ist es nicht möglich.“

Als ich ihn weiter bereden wollte, schüttelte er einträgnig und doch energisch den Kopf hin und her.

„Gerade Sie, lieber Herr, müssen mich verstehen, wenn ich denen schon eine Freude mache, dann muß es eine ganze Freude sein und zu einem wirklichen Geschenk gehört ein klein bißchen Opfer. Wenn die sehen, daß ich selbst nichts bekommen habe und daß ich Ihnen alles, was Sie mir lieber Herr, wie im Märchen so ganz ohne Grund geschenkt haben, gebe, glauben Sie mir, dann wird die Freude eine viel größere sein und ich zünd in meiner Schwiegertochter vielleicht doch endlich ein bißchen Dankbarkeit an, die ich in meinen alten Tagen wahrhaftig brauchen kann.“

Ich konnte jetzt noch nicht die letzten Gedanken des Alten bis in ihre Einzelheit aufspüren, die ihn vielleicht zu diesem Entschluß bewogen, aber heute wie damals und in all den Jahren dazwischen habe ich das Gefühl, er hatte irgendwie recht.

Ich sah dem alten Manne nach, bis er in einem Hauseingang verschwunden war, dann stieg ich in tiefer Nachdenklichkeit auf mein Rad und fuhr nach Hause.

Glückseligs neu's Jahr!

Ein paar alte Neujahrs-Sprüche

Am Neujahrstag gehts draußen am Land heute noch lebhaft zu. Die Kinder gehen von Haus zu Haus, mit Sack und Steden ausgerüstet und mit Spruchvers und Melodie. Zum Herrn Pfarrer gehen sie und zum Herrn Schullehrer, zum Gemeindevorsteher und zu allen bedeutenden Persönlichkeiten des Ortes.

Da sagen sie ihre Sprüchlein auf und singen einfache alte Lieder und dann machen sie ihren Sack auf und jeder wirft ihnen was hinein, ein Stück Weihnachtsstücken oder Apfel oder gar ein Zehnerl. Meistens gehen sie zu dritt oder zu viert, da hat man doch mehr Schneid und die jungen Stimmen klingen so schön zusammen.

Im Oberbayerischen habe ich einmal das folgende Sprüchlein gehört, das aus der Zeit stammt, wie die Bauern noch stolz waren auf ihre schöne Tracht und sie in Ehren hielten.

Glückseligs neu's Jahr,
's Christkindl im krautten Haar,
A lang's Leb'n, a quats Leb'n,
'n Himml danebn!
I wünsch dem Bauern an goldenen Rod,
Daß er ihm steht wie a Nagerlstock!
Und i wünsch der Bäuerin a goldene Haubn,
Daß ihr steht wie a Turtelhaubn!

Und drüben im Bayerischen Wald, wo alte, schöne Volksfitten und Gebräuche hochgehalten werden, da hört man einen anderen Spruch. Der ist so kräftig und zwingend, daß man schon meint, er muß in Erfüllung gehen.

Was wünsch ma dem Herrn zum neuen Jahr?
Und was mar ihm wünsch'n, dös werd ihm sei wahr!
Wir woll mar ihm wünsch'n an golden Tisch
Und auf jedn Eck an bratna Fisch
An drin in da Mitt a Kendl voll Wein
Die heil'n drei Kint, die schenka scho ein.

Was wünsch ma der Frau zum neuen Jahr?
Und was mar ihr wünsch'n, dös werd ihr sei wahr!
Wir woll mar ihr wünsch'n, a Wiagerl fürs Bett,
Damit da die Frau glei ihr Kinderl neilegt.

Was wünsch ma dem Kinderl zum neuen Jahr?
Und was mar ihm wünsch'n, dös werd ihm sei wahr!
Wir woll mar ihm wünsch'n an golden Wagn,
Damit daß dös Kinderl in Himmi fo fahrn.

Die Buben und Dirndeln habens arg wichtig am Neujahrstag, denn wer die schönsten Sprücheln kann und als erster in die Häuser kommt, der wird einen vollen Sack mit heim bringen und den Geschwistern austreten können wie ein Fürst.

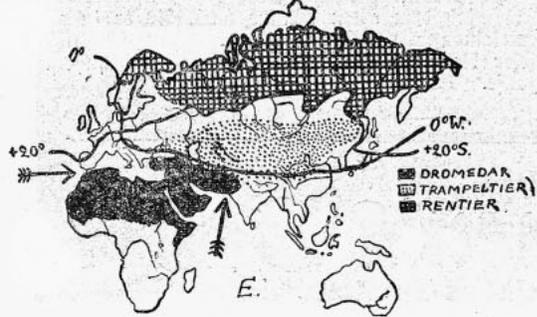
30 Jahre Holzschnitzschule in Warmbrunn.
Krippenfigur des Schülers Burg, Klasse Prof. dell Antonio.



Eurasiens naturbedingte Politik

Eurasiens Politik wird von dem russisch-englischen Gegensatz beherrscht. Zur Veranschaulichung der russischen Politik haben wir deshalb in einem vorhergehenden Artikel des „Geraden Weg“ (27. Nov. 1932, Nr. 48) versucht, das natürliche Siedlungsgebiet Russlands in 4 Karten (A—D) auf Grundlage der Regenfälle und Wintertemperaturen, sowie der nördlichen Grenzen der Haustiere und des Lebensmittelanbaues herauszuarbeiten. In diesen Karten konnten wir auch feststellen, daß die Linie der 20 Grad Sommerwärme die Kulturgrenze der primitiven Jäger- und Reintiernomaden Russlands darstellt.

Eine noch viel größere Bedeutung haben zwei andere Nomadentiere, das einhöckerige Dromedar und das zweihöckerige Trampeltier, leider für die ganze Kultur. Für diese Kamelart ist die 0-Gradlinie der Winterwärme eine Grenze (Karte E), welche seit Tau-



fenden von Jahren die Politik bestimmt. Das arabische Dromedar verträgt weder größere Kälte noch Nässe. Deshalb verbreiteten sich seine Züchter zwangsläufig nach Westen über Nordafrika und stießen über die Meerenge von Gibraltar bis nach Südfrankreich vor. Bis in das späte Mittelalter hinein, saßen sie in Spanien und beeinflussten von dort aus in starkem Maße die europäische Zivilisation nicht nur in den exakten Naturwissenschaften, sondern auch in den schönen Künsten und der Philosophie. Jetzt rücken sie wieder in Gestalt der französischen Eingeborenenregimenter nach Frankreich vor.

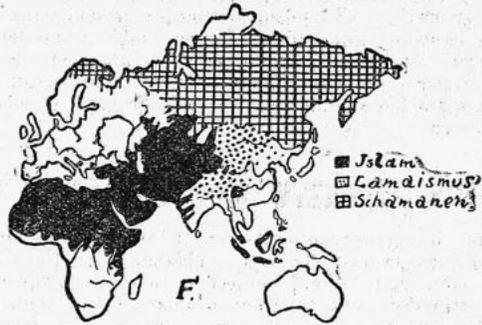
Die großen Horden der Trampeltierbesitzer ergossen sich dagegen hauptsächlich westwärts über die Steppen nach Osteuropa. Ihr Reich dehnte sich von Schlefien bis nach China hin. Sie waren keine kulturlosen Barbaren, wie wir noch in der Schule lernen. Sie besaßen die europäische Ritterheer, weil sie taktisch besser geschult waren. Ihre Heere (türkisch-ordu) setzten sich aus einheitlich uniformierten schweren und leichten Kavallerieregimentern zusammen. Sie besaßen leichte Maultierbatterien und Flammenwerferabteilungen, einen hervorragenden Generalstab, kurz alles, was auch heute eine moderne Organisation verlangt. Ihre Positionen von Peking bis Peking waren bewundernswert. Die alten Berichte der päpstlichen Legaten und anderer Reisender sollten uns zu denken geben, denn was damals geschah, kann sich wiederholen. Asien — Rußland bedeutet die Weite der unendlichen Steppen. Was damals die leicht beweglichen Kavalleriemassen waren, sind in unsere Zeit überfetzt „Motorisierung“, leichte Tanks, Flugzeuge. Die Formen der heutigen russischen Armee wissen ganz genau, wenn sie die Technisierung so sehr propagieren. Wir haben im Weltkrieg gegen Rußland dieselben Fehler gemacht, wie Napoleon I. 1812 mit seinem Marsch nach Moskau. Geographische Mißverständnisse rächen sich in Kriegzeiten ganz besonders.

Vergleichen wir die Karte E der Verbreitung der Nomadentiere mit Karte A unseres ersten Aufsatzes, so sehen wir, daß die Kamelart das Gebiet der Trockenzone bewohnen. Gerade diese Trockenzone aber bereiten dem Auto wenig Schwierigkeiten. Heute laufen dort überall Autolinien. Duer durch die Sahara von Alger nach Timbuktu. Das Auto hat den Italienern erst möglich gemacht, den Widerstand des Senussiordens in der Libyschen Wüste zu brechen. Von Damaskus nach Bagdad und durch die Mongolei nach Peking ersetzen die Motorswagen das Kamel. Die alten naturbedingten Grenzen des Transporttieres werden dadurch aufgehoben und neue politische Wege geöffnet, die aber auch neue Reibungsflächen schaffen.

Zwei technische Erfindungen werden dabei für Asien von grundlegender Bedeutung sein. Die Umwandlung von Kohle in Treiböl und die Verwendung von Schwermotoren für Flugzeug und Auto. Die Franzosen haben dabei schon in aller Stille ihre Versuche günstig beendet: Palmöl als Treibstoff für Automotoren. Damit gewinnt der Motor in den Tropenurwäldern des Innern ganz neue Bedeutung.

Von Dipl.Kol. Paul Borchardt

Der russische Bolschewismus ist eine geistige Bewegung, die ihren bestimmten Naturgesetzen unterworfen ist. Betrachten wir deshalb die Karte F, welche uns



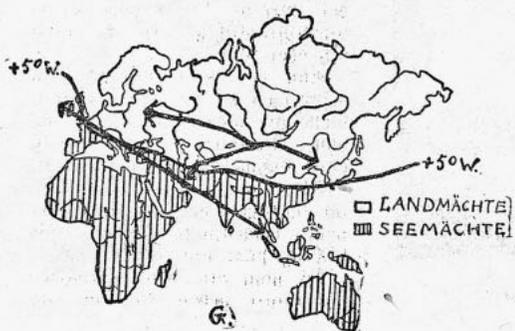
die Verbreitung der wichtigsten Nomadenreligionen zeigt. Der große schwarze Fleck des Islam gehört den Kamelnomaden des Trockengebietes und nur die malayischen Seenomaden haben diese Religion in sehr verwässelter Form übernommen.

Gegen die östlich anstoßende festgeschlossene Priesterhierarchie des Lamaismus lief der Islam ebenso vergeblich an wie heute der Bolschewismus. Auf der Grundlage der Nomadenkultur kann die neue rote Lehre nicht wachsen. Ebenso vergeblich sind ihre Mühen bei den primitiven schamanistischen Reintiernomaden. Auch die christliche Mission hatte hier keine Erfolge zu verzeichnen.

Nur in den dichtbevölkerten Gebieten der Hochkulturen Europas, Indiens und Ostasiens, wie sie Karte C zeigen, konnte der Bolschewismus sich vorchieben. In Indien und Ostasien verwandelte er sich aber sehr bald in einen radikalen Nationalismus oder in eine agrarrevolutionäre Bewegung. Die klugen russischen Politiker haben dies auch bald eingesehen und die bolschewistische Propaganda in Rußisch-Asien und seinen Grenzgebieten ist etwas ganz anderes als in Europa. Die russische asiatische Politik ist ziemlich dieselbe wie die der zaristischen Regierung. Wer heute weiß, wie sich die militärgeographische Nachrichtenabteilung in Moskau zusammensetzt, der findet dort alle seine guten Freunde aus der zaristischen Zeit wieder. Aus allen diesen Gründen wendet sich die bolschewistische Propaganda mit allen Kräften nach Westen, wo ihr in den großen Industrieländern die dichten Massen der land- und religionslosen Proletariatier zufallen.

Wie in Asien, so bildet auch in Europa nur die geschlossene Front einer Kirche — des katholischen und anglikanischen Kulturkreises — einen ernstlichen Widerstand gegen eine andere geistige Bewegung — den zerstörenden Bolschewismus. Die heutigen russischen Machthaber waren als Politiker sehr schlecht beraten, als sie die russisch-orthodoxe Kirche in ihren Grundfesten erschütterten. Zerstören können sie den östlichen Kulturkreis nicht, sie haben ihm nur sein Eigenleben genommen und ihn zwangsläufig für die nähere oder fernere Zukunft mit Rom wieder vereinigt.

Aber nicht nur russische Politiker begehen schwere Fehler. Es war ein falsches Dogma der deutschen Vorkriegsdiplomatie „Rußland und England“, der Balfour und der Bar kommen nie zusammen. Bismarck sah in dieser Beziehung viel klarer. Das alte Rußland und Großbritannien waren keine naturbedingten Gegner. Ihre politischen Linien schnitten sich nicht. Sie konnten und haben sich zu unserem Schaden verglichen, trotzdem auch zwischen uns und Rußland keine Gegnerschaft nötig ist.



Die Karte G beweist dies ganz klar. Die + 5 Grad-Linie der Winterwärme zerlegt Eurasiens in zwei große Gebiete, ein nördliches kaltes und ein südliches warmes. Diese + 5 Grad-Linie stellt ganz roh die Nordgrenze der eigentlichen Tropenpflanzen dar. Palmen, Reis, Zuckerrohr gehören dazu. In diesem Gebiet schob sich die Ackerbaukultur von Ost nach West und verbreitete auf diesem Wege von Südostasien bis nach Ungarn den Büffel und das Haushuhn. Es ist die große Wandertrasse des Infanteristen. Alexander der Große und mit ihm die griechische Kultur nahm diesen Weg bis nach Indien. Heute führt dort die neue Luftlinie von London nach Singapur.

Im kälteren Norden wanderten die Nomadenhorden von Zentralasien durch die uralten Völkertore der Dzungarei und Ostasiens nach West und Ost. Nur ganz vereinzelt stießen sie nach dem Süden vor. Dann saßen sie aber im besten Falle dort als dünne Herrschicht über den alten Kulturen und wurden im Laufe der Zeit von ihnen aufgesogen. Dieser alten westöstlichen Wandertrasse folgt im großen ganzen gesetzmäßig die russisch-sibirische Bahn.

Asien atmet aus und ein. Die Mongolen waren die Herren Rußlands, dann nahmen die Russen mit ihren Kosakenheeren Besitz von Asien bis an den Amur. Heute legen sie ihre neuen Städte in Asien an, ihr Gesicht ist nach Osten und Süden gerichtet. Wie die Nomaden in der dichten Masse der chinesischen Ackerbauern stecken blieben, so geschah es auch mit den Russen. Das russische Interessengebiet der Mongolei wird von den fleißigen chinesischen Bauern unterwandert, ebenso wie die Mandchurie. Da helfen keine Unabhängigkeitserklärungen. In 50 Jahren ist dort China wieder der Herr, ebenso in dem indischen Vorfelde Tibet. Dies wissen die Russen auch ganz genau und der Kenner kann deutlich die großen Linien der neuen russischen Politik aufweisen.

Rußland vergleicht sich heute mit Frankreich und Polen. Es verzichtet auf Mesopotamien und hat seine ganze Balkanpolitik aufgegeben. Das geschlossene Mittelmeer und die Dardanellen sind im Zeitalter der Unterseeboote und Flugzeuge eine gefährliche Mausefalle.

Auch der Suezkanal ist England zu gefährdet. Seine neue Verteidigungsbasis ist Palästina und als Langfassung das Euphrat-Tigrisland des Irak. Langsam bereitet sich England auch auf das „Dominium



Indien“ vor. Aus reinen strategischen Gründen wurde Ceylon und Burma von Indien abgetrennt. Die alten Seegeschiffslinien, die Kohlen- und Oelstationen um Südafrika herum gewinnen in diesem Zusammenhang neue Bedeutung und werden wieder ausgebaut. Langsam aber sicher bereiten sich Rußland und England auf einen Entscheidungskampf vor. Das zaristische Rußland und England konnten sich in Persien ausgleichen, das Industrierußland nicht mehr. Deshalb baute Rußland die große Turkestan-Verbindungsbahn von seiner Hauptstellung Sibirien nach Turkestan zur afghanisch-persischen Grenze. Der Gedanke des Güterausstausches — turkestanische Baumwolle gegen sibirisches Getreide und Holz — kommt doch erst an zweiter Stelle.

England kennt seinen wunden Punkt. Es vergaß nicht, daß im Weltkrieg russische Truppen an der Grenze Mesopotamiens standen und versuchte, seine Truppen bis an das Kaspische Meer nach Baku, der Oelstadt, vorzuschicken. Die indischen Bahnen der Nordwestgrenze, der Ausbau des Irak und Palästina, alles dies sind vorbereitete Plantagenstellungen zur Abwehr eines Angriffes gegen den verwundbarsten Punkt Englands, gegen Persien, gegen die Oelquellen des persischen Golfes, denn Oel ist einer der Lebensnerven der Seemacht England.

Fast ein Jahrhundert dauern bereits die Reibungen und langamen Vorbereitungen in Persien-Afghanistan. Einmal wird Rußland den bolschewistischen Schwanz verdrängen haben, den es hier vorzüglich fernhält. Die alte zaristische Politik wird in Asien von denselben Personen fortgeführt, welche auch damals das zentralasiatische Büro der militärgeographischen Nachrichtenabteilung leiteten. Wir werden einmal in einer späteren Arbeit uns mit diesem Büro beschäftigen und zu untersuchen haben, was in Asien an dieser Stelle vorgeht. Die Zeiten sind vorüber, wo wir ruhig schlafen konnten, „wenn weit in der Türkei die Völker aufeinander schlugen“.

Das darf ich meinem Mann nicht sagen!

Haben Sie ihn nicht schon oft gehört, ihn hin und wieder schon selbst ausgesprochen, diesen kleinen Satz: „Das darf ich meinem Mann nicht sagen?“ Bei geringfügigen Kleinigkeiten des Alltags achtlos hingeworfen, bewußt gebraucht bei ernsteren, oft wichtigen und entscheidenden Dingen, kehrt er mir zu häufig wieder in Unterhaltungen, die Frauen untereinander führen. Und haben Sie sich schon einmal klar gemacht, wieviel in diesem kleinen Satz liegt, wieviel Schlüsse man da ziehen kann über Ihren Charakter, wieviel Einblick man durch diese paar Worte in Ihre Ehe gewinnen kann? Und ist es Ihnen schon einmal bewußt geworden, daß diese Schlüsse Ihnen nicht immer zum Vorteil gereichen?

So manches braucht man seinem Mann nicht, wenn er mittags hungrig und vielleicht abgelenkt zum Essen kommt, gleich mit der Suppe zu servieren: Dienstreisner, zerbrochene Teller, üble Nachrichten, die liebevolle Mitmenschen einem zugetragen haben. Es ist gar nicht immer notwendig, daß man seinen Gatten mit all diesen kleinen Verrätern behelligt. Aber es gibt auch noch andere Dinge, von denen wir wissen, daß der Mann sie nicht billigt. Wir wissen auch genau, daß er Recht hat. Und trotzdem haben wir einen unwiderstehlichen Hang, gerade diese Dinge zu tun. Sei es nun, daß wir die Vorlieben haben, für viel Geld unnütze Sachen zu kaufen mit dem Erfolg, daß nachher für Wichtiges das Geld knapp ist, sei es, daß wir immer wieder mit einer Freundin zusammenkommen, deren Umgang unser Mann aus berechtigten Gründen nicht für gut hält. Mag es dies oder etwas anderes sein — immer aber wissen wir, daß wir damit eine Handlung begehen, die nicht recht ist. Wie schnell finden wir da den Ausweg, indem wir sagen: der Mann braucht es ja nicht zu wissen. Mit kleinen Unwahrheiten, mit Zweideutigkeiten, selbst mit direkten Lügen verstehen die Frauen es ja so geschickt, den Mann hinter's Licht zu führen. Es ist auch hier, wie so oft im Leben: aus kleinem folgt Großes. Und durch eine kleine Unwahrheit finden wir uns nachher in ein ganzes Lügenneß verstrickt.

Wir Frauen sind doch keine kleinen Mädchen, die ihren Schulmeister durch brav zusammengefaltete Händchen und Herjagen ihres Sprüchleins von der

Artigkeit seines Bögling's überzeugen wollen. Wir möchten doch so gern dem Mann gleichgestellt, ihm der gute Kamerad fürs Leben sein. Wenn wir aber zu solch unwürdigen Mitteln greifen, um unsere eigene Unzulänglichkeit zu beschönigen, dann zwingen wir ja geradezu den Mann, uns als nicht gleichgestellt zu betrachten. Haben wir aber einmal einen Fehler gemacht, sollten wir auch den Mut haben, ihn einzugehen. Es ist sicher nicht angenehm, aber vielleicht gerade deswegen das beste Mittel, nicht rückfällig zu werden. Wir sollen uns dazu erziehen, immer so zu handeln, daß wir die Folgen nicht zu scheuen brauchen. Es ist ja so ungeheuer wichtig, daß wir selbst erzogen sind, um unserer schönsten und verantwortungsvollsten Aufgabe, der Mutterpflicht, gerecht zu werden!

Warum „schwätzen“ die Frauen soviel?

Ohne die Frage zu erörtern, ob die Ansicht, daß die Frauen so gern schwätzen, überhaupt richtig ist, muß man doch darauf hinweisen, daß die Frauen beim Sprechen etwa viermal weniger Arbeit leisten als die Männer und also auch viel weniger beim Sprechen ermüden.

Der Grund liegt in der verschiedenen Länge der Stimmbänder, weshalb auch ein Bassist sich viel mehr anstrengen muß als zum Beispiel ein Tenor. Frauen aber und auch Kinder haben die kürzesten Stimmbänder, also auch die heilste und höchste Stimme, und so würde die angebliche Redelust leicht zu erklären sein. Die Tatsache hat natürlich auch eine ernste Seite, insofern daraus hervorgeht, daß das weibliche Geschlecht technisch besonders gut für solche Berufe disponiert ist, die viel Sprechen erfordern, zum Beispiel Lehrerin, Schauspielerin, Rezitatorin, Verkäuferin und Geschäftsfrau usw.



Phot. Dillmann

In Andacht versunken

Frau Gertrud:

Füttert den Mann mit Honig!

„Jetzt ist die Zeit der Honigkuchen!“

Die Macht der Frau ist vielfach eine Frage ihrer Minderwertigkeit.

Wir sehen täglich, daß nichtsagende, eigentlich völlig überflüssige weibliche Lebewesen ernste, tüchtige Männer beherrschen und sie am Gängelband führen, wie junge Terrier.

Diese Macht beruht lediglich in der instinktiven Erfassung der menschlichen und männlichen Natur.

Denn diese Frauen verabreichen ihren Männern jene tägliche Dosis seltsamen Honigs, die notwendig ist zum Leben, wie Eiweiß und Kohle.

Nicht der ist Dein größter Feind, der Dir Geld und Gut raubt, sondern der Dir Dein Selbstgefühl und den Glauben an Dich stiehlt.

Man liest in Aphorismen und schönen Leitsätzen immer wieder von dem hohen Wert des ehrlichen, derben Freundes, der Dir die Wahrheit wie einen Sinnhaften ins Gesicht schlägt und Dich von Deiner Minderwertigkeit überzeugt.

Glaube mir: Auf die Dauer wird dieser Freund unerträglich und überflüssig.

Du hörst es gern, wie klug, tüchtig, bescheiden, eigenartig und hübsch Du bist und wie flott und leicht Du schreiben kannst.

Dich kümmert es gar nicht, ob der Schmeichler, den Du letzten Endes verachtest, es so meint.

Du klammerst Dich an den Gedanken, daß vielleicht doch etwas Wahres an seinen schönen Worten sein könnte!

Zeige mir nun den Mann, der vorgibt, für Schmeicheleien unempfindlich zu sein: Er täuscht sich oder Dich.

Von der Frau braucht nicht gesprochen zu werden. Sie kann vielleicht ohne Sauerstoff und ohne Vitamine, aber niemals ohne Schmeicheleien leben.

Aber auch dem Manne muß im täglichen Leben immer aufs neue beigebracht werden, wie tüchtig, stark und klug er ist.

Es mag ein paar verhärtete Exemplare geben, die wie ein

Fels im Meer, unberührt von den brandenden Wogen bleiben.

Aber dem Durchschnittsmann ist dieser tägliche Honig nicht weniger wichtig als der Frau.

Und hier setzt die weibliche Macht ein.

Die Frau, die entweder aus Dummheit und Ueberzeugung, oder aus Klugheit und freundlicher Aneignung täglich neue Wege findet, ihrem Manne seine Hochwertigkeit beizubringen, hat am wenigsten eine Rivalin zu befürchten.

Sie beherrscht ihn, indem sie ihn anbetet.

Das ist das ganze Geheimnis.

Und je beschränkter die Frau ist, mit desto ehrlicherer Ueberzeugung reicht sie ihm diese Portion Honig für das tägliche Brot seines Selbstgefühls.

Desto wichtiger kommt er sich auch vor, und desto klarer erkennt er, was er an dieser Frau hat. An dieser famosen, klugen Frau, die — manchmal als Einzige in der ganzen Welt — seinen wahren Wert zu schätzen weiß.

Keine Masern mehr!

Londoner „Sunday Express“ bringt einen Bericht, demzufolge in England ein Serum erfunden wurde, mit dem die bekannte und gefährliche Kinderkrankheit bezwungen werden kann. Diese Krankheit wurde im allgemeinen für harmlos gehalten, doch es ist Tatsache, daß sie in den letzten Jahren mehr Opfer gefordert hat als Diphtheritis und Scharlach. Das neue Serum soll so kräftig sein, daß die Ärzte glauben, daß binnen wenigen Jahren ein Fall von Masern nur noch selten vorkommen werde. 2000 Kinder sind in London unter Beobachtung des ärztlichen Dienstes mit dem Serum behandelt worden, und bei 85 Prozent scheint es erfolgreich angewandt zu sein. Man hofft, daß nach einigen weiteren Verbesserungen das System so gut wie vollkommen sein wird.

Das Serum wird eingespritzt, wenn der vermutliche Patient in Kontakt mit der Krankheit gekommen ist. Es ist darum bei Behandlung mit diesem Serum nicht mehr nötig, die Kinder abzusondern.

Bekanntlich treten Masern zeitweise in Epidemien auf. In England wird in Klunens eine solche erwartet, die man dann mit dem neuen Serum bekämpfen wird, um dessen Wirkung zu beweisen.

Gedanken über die Frau

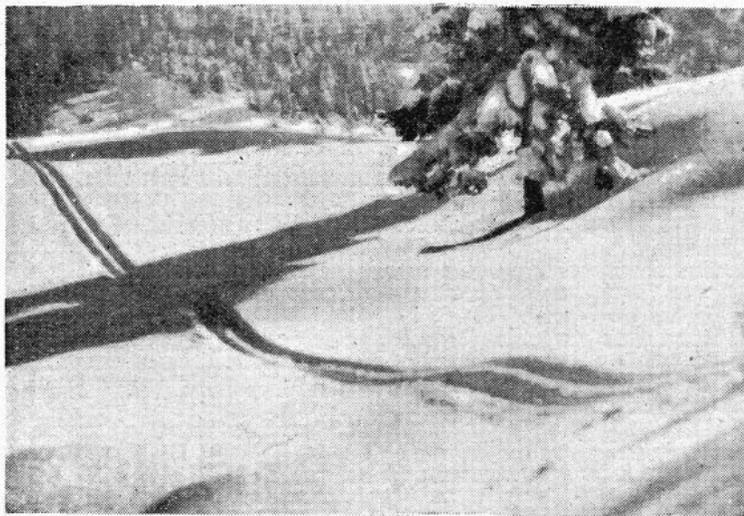
Die Frauen sind so leicht bereit, mit uns zu steigen und zu stürmen, so hoch wir wollen, so weit wir sie mitnehmen, aber landen und wohnen wollen sie auf der sicheren, warmen Erde.

Deine Mutter liebte auch einmal. Sei zu jedem Weibe so, wie du wünschst, daß dein Vater gewesen, als er deine Mutter liebte.

Das weibliche Herz hat eine starke Logik, nur daß sie unberechenbar ist, eben weil es keine gesetzmäßige Vernunftlogik im Sinne des Mannes ist.

Das traurige Schicksal vieler Frauen: zu weinen, ehe sie geblüht haben.

Würde eine Frau ihre Seele auch nur so wenig verhäßt zeigen wie ihren Körper: ihre Seelentüchtigkeit wäre entseuert.



Spuren im Schnee, das erhoffte Neujahrswetter

Hier Dankel Siddi! Ungeschlossen alle deutschen Sender!



Liebe Patienten!

Ich nehme an, daß Ihr alle an den schönen Feiertagen etwas zu viel des Guten getan habt und Euch an dem beliebten deutschen Weihnachtsvogel den Magen verborben habt.

Daß Ihr aber trotz der Vorbereitungen zum Fest so viel Zeit findet, die Wochenaufgabe in aller Treue zu lösen, ist rührend.

Die Geschichte mit den Dreiecken war eine ganz knifflige Sache. Und wer es nicht glaubt, der betrachte nur die wieder nach vielen hunderten zählenden Lösungen, die sich

zwischen 1 und 160

Bewegen!

Ihr werdet erstaunt fragen: Eins? — Jawohl! Und zwar ging die Einsenderin Josefa Lorenz, München, Schornstr. 19, vermutlich von der nicht ganz abwegigen Voraussetzung aus, daß es sich um eine Triadfrage handelt.

Geometrische Kunstblätter in allen Farben wurden wieder zahlreich eingesandt. Die unglaublichsten Zeichnungen von 50, 60 und 70 Dreiecken in feinen Farbtönen liefen ein.

Aber alles schrieb einfach die Zahl der mutmaßlichen Dreiecke! —

Nun: So ganz einfach ist die Sache letzten Endes nicht. Da kommen viele Leser einfach her und schreiben, wie z. B. Adolf Steger, München: „Der Stern enthält 123 Dreiecke“. Oder Hans Braumüller, Würzburg: „In dem Stern sind 140 Dreiecke“. — Woher weißt Du, liebes Freund? Weiß ich, daß Du weißt und vielleicht nig weißt? Bitte: Wie, warum und wieso!

Da gefällt mir die Zuschrift meines Freundes H. Hofer, Ingenieur in Friedrichshafen, Georgstraße 29, schon besser:

Er schreibt kurz und bündig: „Der Stern enthält 160 (in Worten: hundertundsechzig) Dreiecke. Nicht weniger, noch mehr. Geometrischer Beweis kann auf Wunsch jederzeit erbracht werden.“

Und weil wir immer den „Geraden Weg“ gehen, wird die Preisverteilung dieses Mal ausgesetzt und unser Freund, der zu Mantua in Banden lag, wird hiermit ergebenst ersucht, seinen Beweis einzufenden.

(Übrigens ist in dem Lied vom Andreas Hofer auch ein Fehler. Mantua liegt nicht in Banden, sondern in Italien! — Wenn Leser „Au“ rufen sollten, würde ich das verstehen!)

Also: Die Bekanntgabe der richtigen Zahl erfolgt erst dann, wenn Antwort aus Friedrichshafen eingetroffen ist.

Auch Hans Köpf, Tübing, schreibt kurz und bündig: „Es sind 112 Dreiecke“. Dabei hat er früher alle Aufgaben immer reiflos bewiesen. Er meint, ich möchte ihn nicht mehr leiden! Lieber Hans Köpf! Wenn wir beide mal die Köpfe zusammensetzen, wirst Du erkennen, wie ich Dich und Deine Treue zum „Geraden Weg“ schätze!

Wir können bei der Bewertung zuerst einmal die leider enttäuschten

376 Leser

auscheiden, die unter 50 herausgeknobelt haben. Denn bei 50 fängt es erst an. Gar zu gerne hätte ich auch sie berücksichtigt, denn gerade nach den Festtagen kann man jede Mark gut gebrauchen, zumal man in solchen bargeldlosen Tagen doppelt die Wahrheit des Wortes erkennt:

Ein voller Beutel drückt nicht!

Nur der leere!

Entgegen dem Gesetz der Schwere!

Es war auch vorauszu sehen, daß viele Löser durch ein von ihnen angewandtes bestimmtes Schema auf die gleiche Zahl kommen würden. So kamen über 200 allein auf 55!

100 Dreiecke

Oberwachtmeister Karl Müller, Straubing (mit tabellofen Zeichnungen), Heinrich Straub, Nürnberg. W. Thelen, Aachen. Otto Funt, Heilbronn. Franz Naglmayer, Erding. Rud. Seebacher,

12

Dortmund (der eine tabellofe Berechnung liefert, in dessen er wissen will, wie man einen 5zackigen Stern konstruiert, da er vermutlich in der Geometrie stunde vielfach wegen Erkältung fehlte). Otto Bärklin, München (mit 12 „beweisführenden“ Zeichnungen). G. Geisenhöner, Obermünzing. Er schickt die Lösung aus Berlin und schreibt dazu:

„Nun bin ich nach dem Abendessen im „Frankfurter“ dabei, die Dreiecke zu suchen. Das ist wieder mal eine ganz reizende Sache!“

Und er schließt mit den freundlichen Worten: „Ich stelle noch fest, daß der „Gerade Weg“ auch in Berlin sehr gut bekannt ist. Ich benütze natürlich jede sich bietende Gelegenheit, weiter auf ihn aufmerksam zu machen. Damit einen Bajawarengruß aus dem Norden!“

Ich danke dem treuen Freund herzlich und wünsche ihm, daß auch er sich dort oben: „Eine gute, goldbraun gebratene Zans“ zu Gemüte geführt hat. A. Grathwohl jun., Dwingen bei Haigerloch. P. Kronen, Dett (Kthl.). C. Hoffarth, Münster (Westf.). Oswald Brummmer, Dillingen (Besten Dank für jüdl. Grüße!). J. Krafft, Unterbaar. Grete Redtenwald, Neunkirchen (Saar). Dr. phil. Th. Böcker, Breden (Westf.). Erich Maier, Blaubeuren (mit farbigen Beweisen!). Verh. Boehm, Glas (Schles.). (mit exakten und tabellofen Beweiszeichnungen). Alf. Zollner, Wangen (Allgäu) (Beweise!). Ferner kamen auf 100 Dreiecke durch schwarze und farbige Konstruktionsbeweise: Alf. Weiser, Soln. Agnes Bergmann, Hildesheim. J. Bergweiler, Hertenleidesheim. W. Mutsch, Irrel. W. Rößbauer, München. G. Bajchdorf, Glas. G. Städele, Wangen. Herr Pfarrer J. M. Sammer, Zuchering. A. Schübed, München. W. Jacob, Aachen. Elmar Scherer, Lindau. Gerda Bonn, Siegburg. Otto Lüh, Schöndorf. A. Paintner, Dillingen. Dr. Ruder, Regensburg.

59 Dreiecke: Rich. Reuter, stud. rer. pol., Weßlar. 63: Karl Franke, Karlsruhe, Karlsruhempstr. 76, und H. Schüller, Schüler, Rentrich (Saar), Sengscheidterweg 10. (Wenn Ihr beiden glaubt, den Dank Siddi hinter Licht führen zu können, müßt Ihr ein Schwarzbrot pro Tag mehr essen! Ihr habt gar nicht voneinander abgeschrieben. Nein, das ist ja unmöglich, wo Karlsruhe und Rentrich so weit auseinander liegen! Aber warum sind beide Briefe denn in Sasbach (bei Achern) aufgegeben worden? Hä? Posttempelkontrolle ist meine Spezialität! Ich sei gewährt mir die Bitte . . . usw. Prost Neujahr! D. F.) 65: H. Stumpf, Bayreuth. 68: Rud. Körner, Würzburg. P. Bruno Weisbrod, Minorit in St. Felix, Neustadt (W.). 70: Herr Pfr. Scherzenbach, Hollerast. 73: Luise Kramer, München. 74: Hans Vogl, Fürstentried. 75: Wilh. Wiefinger, Wassertrüdingen. 78: Christine Dirschl, Dorfen. 85: Hans Bäurle, Würzburg. Amalie Stegmüller, München. Karl Dahn, Kaiserslautern. 86: Karl Fromm, München, der seine reizende poetische Lösung mit den Worten schließt: „Daß jetzt das Christkind mit viel Gaben zu Dir komm, der Wunsch ist nicht von Pappe, er ist von Fromm!“

90: Jaf. Hug, Sibratschhofen. Franz Friedgen, Neunkirchen (Saar). 91: Maria Schesbed, Bergheim (Aber jetzt ist der Name doch endlich richtig geschrieben! Herzl. Grüße! D. F.). 93: Karl Doppel, Dissenbach, Herr Pfarrer H. Lennarz, Mariaweiler. Joh. Ruffel, Dissenbach (Siehe 63 und 110!!!). 94: H. Pilgert, Bayreuth (Herz. Dank für die frdl. Grüße!). 95: Kaver Graml, München. Th. Reischer, Koblenz. Anton Rapp, Freiburg. 96: Kurt Lutz, Pfiffingen (Pfalz). 98: Albalbert Rost, Westheim bei Augsburg. 99: Herr Pfarrer Josef Stühle, Mindelheim (mit 12 ausgezeichneten farbigen Beweisen). 104: Jof. Hölweck, Piding. 105: Hans Karl Hammer, Vorstei (Wegen der vorzüglichen Arbeit wirst Du hiermit zum Gaststempel-Inspettor ernannt). Alois Mutsch, Irrel bei Trier. Peter Schaefer, Trier (Siehe 63 und 110!!!). Ant. Weber, Hans bei Grafenau. 110: Karl Deggen-dorfer, Wasserburg. Rosa Wein, Gadersee bei Wasserburg. (Ist es nicht ein reizender Zufall, daß Karl und Rosa, die sich gar nicht kennen, die gleiche Zahl herausfinden, hä?). 115: Dipl.-Ing. A. Maucher, München. 117: Fini Huber, Schülerin, Rothenheim.

In letzter Stunde!

Als ich gerade meinen Dreiecksladen schließen wollte, brachte Albert, genannt das Redaktionsverhängnis, noch einen Lastwagen voller Dreiecke, von denen mir die Lösung von Max Stengel, Erding, keinen geringen Schrecken eingejagt hat. Er schreibt kurz und bündig:

Der abgebildete Stern enthält 256 Dreiecke!

Lieber Herr Stengel! Ich bin tatsächlich vom Stengel gefallen! Wie hätten wir's denn? Wie täten wir's denn haben? Ist Deine Lösung zustande gekommen, als Du die ersten Proben zum Silvesterpunsch bereitet hast? Hast Du an Einstein telephoniert? Hast Du einen sechsten mathematischen Sinn? Sende mir sofort mit umgewendeter Botenfrau den geometrischen Beweis, sonst siehst Du mich Silvester in Erding!

Aber auch sonst lauschten noch Herrschaften an, die teils mit Gedichten und teils mit hübschen geometrischen Zeichnungen (Math. Mutsch, Irrel, bravo!) den Dreiecken zu Leibe rückten. Und zwar mit folgendem Ergebnis:

60 Dreiecke: Josef Hafeneder, Zundersbach. Rosa Eichendorf, Niederbayern. 63: Ludwig Kreil, Feuerbach. 65: Heinrich Schlund, Augsburg. 76: Schier, Lichtenfels. 81: Hans Seelus, Eutenhafen. 88: Karlheinz Fröhlich, Partenkirchen. 90: Anton Schmitt, Erlangen. M. Rudolfa, Ursberg. Friedrich Blauz, Theisbergstegen. 93: Maria Schöttl, München. Anna Rinu, Nördlingen. 95: Paul John, Götting. Hilde Schmachtenänderger, Kempton. M. Fröhlich, Neuaubina. A. Raichte, Giesmannsdorf. 105: Michael Zehnauer, Erding. 115: R. Mad, Hirschbach. H. Kreilinger, Pa'au, Germ. Maucher, Pasing. 120: Ludwig Moser, München. 125: Maria Weber, Haus (Post Gatzbach). 139: Luise Dahmen, München.

Stömmen ein sinnlos?

Auf den letzten veröffentlichten Scherz schreibt R. Frempen aus Eichstätt dem „Geraden Weg“ den nachstehenden, lustigen, „pazischen Gruß“:

„Dei Schinesisch is jo net grat ivel. Awer mer merchts halt doch, daß die ganz Konvervation uff e Dam feridgeht; denn die Weibseit sinn in Spach und Grammatik net gor so konsequent. E Anmerkung ich mol widder inverfih wor.“

tam = Baum;
tam tam = Bäume;
tam tam tam tam usw. = Wald;
awer der Ddenwald = tam.

Denn: „Es steht ein Baum im Ddenwald.“

Lieber Genosse! Erstens wird selten ein Schines in den Ddenwald kommen, obwohl Du im Grund durchaus Recht hast. Es sei denn, daß er mit Dir auf chinesische Drachen jagen will. Und zweitens wird es ihm halt so ergehen, wie allen: Er wird den Tam tam tam tam usw. vor lauter Tam tam nicht sehen! Herrlichen, landsmännischen Gruß! D. F.

„Vierecke im Stern“

Hans Nuan, Regensburg, sendet zur Aufgabe Nr. 105 eine außerordentlich interessante Arbeit ein. Auf 14 Kunstblättern weist er neben den Dreiecken die Möglichkeiten der Vierecke innerhalb des Sterns nach. Er schreibt:

„Ich habe aber gefunden, daß der gleiche Stern auch sehr viele — Vierecke enthält, allerdings nicht reine Vierecke im geometrischen Sinn, sondern Vierecke, bei denen die in sich geschlossene Linienführung über 4 Eckpunkte, gleichviel, ob nach innen oder nach außen gerichtet, führt. Weisgefugte Zeichnungen zeigen die möglichen 130 Variationen.“

Ich glaube, es wird Ihrer Leserschaft Spaß machen, wenn Sie auf diese neue Aufgabe, die schon etwas schwieriger ist, hinweisen. Knifflig aber wird das Ganze, wenn festgestellt werden soll, wie oft das größte Vieleck, nämlich das „Vierzehneck“, in der Figur enthalten ist.“

Mit bestem Dank für die freundliche Anregung erwidere ich die guten Wünsche herzlichst! D. F.



Roman von Robert Hugh Benson. Übersetzt von H. M. v. Lama. Copyright by Josef Kösel & Friedr. Pustet, München. Nachdr. verb.

ROMANBEILAGE DES "GERADEN WEGS" NR. 55 28. DEZ.

Oliver Brand, der neue englische Abgeordnete von Croydon, bereitet seine nächste Rede vor. Ein Krieg der vereinten Völker des Ostens mit Europa wird befürchtet. Nach dem Mittagessen, das er mit seiner Mutter und seiner Gattin Mabel einnimmt, fährt Frau Brand nach Brighton. Am Bahnhofspfad dort stürzt direkt vor ihr ein Regierungsflugzeug ab. Ein in der Nähe weilender Priester spendet Hilfe und Trost. Ein Zufall rettet Frau Mabel. Sie eilt heim, ihre Angehörigen zu beruhigen. Die Augen des Sterbenden, die geträufelt auf den Priester geblickt hatten, verholten sie. Sie spricht mit ihrem Gatten über den Priester.

2. Fortsetzung:

„Meine Liebe, laß dir sagen, was er glaubt. Er glaubt, daß der Mann, dem er das Kreuzifix vorgehalten und über den er jene Worte gesprochen hat, nun irgendwo anders lebt, obwohl sein Gehirn tot ist; er weiß nicht ganz sicher wo, aber entweder ist er in einer Art Hochosen, um langsam verbrannt zu werden, oder, wenn er Glück gehabt und jenes Stück Holz seine Wirkung getan hat, irgendwo über den Wolken vor drei Personen, die aber nur eins sind, obwohl es drei sind; er glaubt, daß dort noch eine große Menge anderer Leute sind, ferner eine in Blau gekleidete Frau, viele andere in Weiß, welche den Kopf unter dem Arm tragen, und viele andere mit zur Seite geneigtem Haupte, und daß sie alle Harfen haben und immerfort singen und auf den Wolken wandeln, was ihnen viel Vergnügen macht. Wie du weißt, ist das nicht sehr wahrscheinlich; derartige Dinge mögen ja ganz hübsch sein, wahr sind sie nicht.“

Mabel lächelte. Sie hatte nie eine so gute Auslegung gehört.

„Nein, Liebster, du hast ganz recht. Dergleichen Dinge sind nicht wahr. Wie kann er nur daran glauben? Er sah doch so intelligent aus.“

„Liebes Kind, wenn ich dir, als du noch in der Wiege lagst, erzählt hätte, der Mond sei nichts weiter als freier Käse, und dir das jeden Tag von früh bis abends eingeblaut hätte, so würdest du es jetzt wohl beinahe glauben. Uebrigens bist du ja selbst überzeugt, daran zweifle ich keinen Augenblick, daß die Euthanasia die wahren Priester sind.“

Mabel atmete befriedigt auf und erhob sich.

„Oliver, du verstehst es wirklich, einen zu trösten. Ich habe dich sehr lieb. So, und nun muß ich in mein Zimmer gehen, ich zittere noch immer.“

In der Mitte des Zimmers hielt sie an und sah auf einen ihrer Schuhe.

„Wie —“, bemerkte sie leise.

Ein sonderbarer, rotsfarbener Fleck war darauf, und ihr Gatte bemerkte, daß sie erbleichte. Er stand hastig auf.

„Meine Liebe“, sagte er, „sei nicht töricht.“

Sie sah ruhig lächelnd zu ihm auf und verließ das Zimmer.

Nachdem sie gegangen war, blieb er noch einen Augenblick ruhig sitzen. Wie glücklich er doch war! Er konnte sich das Leben ohne sie gar nicht vorstellen. Vor sieben Jahren — sie war damals zwölf Jahre alt — hatte er sie kennengelernt, und voriges Jahr waren sie zusammen zum Standesbeamten gegangen, um den Ehebund zu schließen. Sie war ihm wirklich unentbehrlich geworden. Freilich hätten die Welt und er auch ohne sie fortbestehen können, aber es wäre ihm doch nicht lieb gewesen, es versuchen zu müssen. Ja, mehr als glücklich war er, daß sie durch einen gütigen Zufall dem herabstürzenden Flugschiff entkommen war.

Ueber seine Darlegung des christlichen Glaubens machte er sich keine Gedanken mehr; für ihn galt es als ausgemacht, daß Katholiken diese Art Dinge glaubten; sie so darzustellen, wie er getan hatte, kam ihm ebenjowenig blasphemisch vor, als wenn man über einen Fidschiabögen mit Perlmutteraugen und einer Perücke aus Pferdehaaren lachen würde; es war einfach unmöglich, dabei Ernst zu bewahren. Es war auch wieder dieses abscheuliche Ding, dieses Christentum, welches so lange das Umflügelnde der Bewegung zugunsten der Euthanasia mit all ihren so wohlthätigen Folgen gehemmt hatte.

Seine Augenbrauen zogen sich zu einer Falte zu-

sammen bei dem Gedanken an den Ausruf seiner Mutter: „Gebet Gott!“ Er lächelte über die arme, alte Frau mit ihrem pathetisch-kindlichen Wesen und wandte sich wieder seinem Schreibtische zu. Unwillkürlich kehrten seine Gedanken zu Mabel zurück, zu ihrem Erblichen, als sie des Blutflutens auf ihrem Schuh gewahr geworden war. Ja, es war eine Tatsache, die sich nicht leugnen ließ. Wie sollte man sie erklären? Wohl am einfachsten durch den erhabenen Glauben an die Menschheit, an diesen wundervollen Gott, der an die zehntausendmal im Tage starb und auferstand, der täglich gestorben war, seitdem die Welt bestand, wie einst jener alte, verrückte Fanatiker Saulus von Tarsus, und sich wieder erhob, nicht nur einmal, wie der Sohn jenes Zimmermanns, sondern mit jedem Kinde, das neu zur Welt kam. Das war die Antwort; und war sie etwa nicht überwältigend erschöpfend?

Eine halbe Stunde später trat Mr. Phillips ein, wieder mit einem Bündel Papiere.

„Keine weiteren Nachrichten aus dem Osten?“ fragte er ihn.

Zweites Kapitel.

1.

Die Korrespondenz mit dem Kardinalprotektor von England beschäftigte Percy Franklin täglich direkt mindestens zwei Stunden und indirekt nahezu acht.

In den letzten acht Jahren hatte der Stuhl, den modernen Bedürfnissen entsprechend, seine gewohnte Methode einer Revision unterzogen, und jede winzige Kirchenprovinz des gesamten Erdkreises besaß nun nicht nur einen leitenden Metropoliten, sondern auch einen Vertreter in Rom, dessen Aufgabe es war, einerseits mit dem Papste, andererseits mit den Bisthümern, die er vertrat, in direkter Verbindung zu stehen. Englands Kardinalprotektor war Abt Martin, ein Benediktiner, und es war Percys Aufgabe, jenem täglich in einem langen Briefe Bericht zu erstatten über die Dinge, die zu seiner Kenntnis kamen.

Es war daher ein merkwürdiges Leben, das Percy führt. Er hatte im erzbischöflichen Palais zu Westminster ein paar Zimmer angewiesen erhalten und gehörte, wenn ihm auch weitgehende Freiheit gelassen war, zu dem Kapitel der Kathedrale. Er erhob sich früh, widmete eine Stunde der Betrachtung, worauf er seine Messe las. Dann frühstückte er, betete ein wenig Brevier und machte sich an den Entwurf seines Berichtes. Um zehn Uhr stand er Besuchern zur Verfügung und war dann gewöhnlich bis Mittag in Anspruch genommen, teils von jenen, die freiwillig kamen und ihn zu sprechen wünschten, teils von seinem Stabe, von einem halben Duzend Berichterstattern, die ihm angezeichnete Artikel aus Zeitungen nebst ihren eigenen Bemerkungen dazu zu besorgen hatten. Dann speiste er gemeinsam mit den übrigen Priestern des Hauses; nach Tisch ging er aus, Leute aufzusuchen, deren Ansichten zu hören ihm notwendig erschienen; kurz nach sechzehn Uhr pflegte er zurückzukehren zu einer Tasse Tee. Nach Beendigung seines Breviers und einem Besuch beim heiligsten Altarsakrament schloß er sich ein, seinen Brief abzufassen, der bei aller Kürze doch bedeutende Aufmerksamkeit und genaue Abwägung erforderte. Nach dem Abendessen machte er sich einige Notizen für den nächsten Tag, empfing wieder Besuche und ging bald nach zweiundzwanzig Uhr zur Ruhe. Zweimal in der Woche war er verpflichtet, nachmittags an der Vesper teilzunehmen, und Sonntags hielt er gewöhnlich das Hochamt.

Es war daher ein eigentümlich zerstreutes Leben, das er führte, ein Leben, nicht ohne Gefahren.

Eines Tages, kurze Zeit nach seinem Besuch in Brighton, als er eben seinen Brief beendete, teilte ihm sein Diener, den Kopf zur Türe hereinsteckend, mit, daß Father Francis unten sei.

„In zehn Minuten“, sagte Percy, ohne aufzusehen.

Er schrieb die letzten Zeilen, entnahm den Bogen der Maschine und begann, unbewußt das Latein ins Englische übersehend, das Geschriebene zu überlesen.

Westminster, den 14. Mai.

Eminenz!

Seit gestern bin ich in den Besitz einiger weiterer Nachrichten gelangt. Es erscheint als gewiß, daß die Vorlage, betreffend den Gebrauch des Esperanto für alle staatlichen Angelegenheiten, im Juni eingebracht werden wird. Ich habe dies durch Johnson erfahren. Wie ich schon früher auseinandergesetzt, ist dies der letzte Stein zur Befestigung unserer Beziehungen zum Kontinent, was in diesem Augenblicke zu bedauern ist... Ein großer Zudrang der Juden zum Freimaurertum ist zu erwarten. Bisher hatten sich die Juden bis zu einem gewissen Grade ferngehalten, doch hat die Abschaffung der Gottesdienste das ihrige getan, diejenigen Juden, welche nicht Anhänger der Idee eines persönlichen Messias sind, und deren Zahl in der letzten Zeit bedeutend angewachsen ist, in die Bewegung hereinzuziehen. Auch hier ist es der „Menschheitsglaube“, der am Werke ist. Ich hörte heute in diesem Sinne den Rabbi Simeon in der City sprechen, und der Beifall, der ihm zuteil wurde, hat einen tiefen Eindruck bei mir hinterlassen. Es besteht auch eine sich immer mehr steigende Erwartung, daß das Auftreten des Mannes unmittelbar bevorstehe, der an die Spitze der kommunistischen Bewegung treten und ihre Kräfte enger zusammenhängen werde. Ich schicke einen umfangreichen diesbezüglichen Auschnitt aus dem „Neuen Volk“ bei, der allgemein Widerhall gefunden hat. Man jagt, daß die Umstände auf das Erscheinen eines solchen Mannes in allernächster Zeit hindrängen, daß während der letzten hundert Jahre Propheten und Vorläufer erstanden seien und sich ein Aufhören derselben in letzter Zeit feststellen läßt. Es ist merkwürdig, wie dies im großen ganzen sich mit den Lehren des Christentums deckt. Es besteht viel Argwohn unter der Laienwelt. Sieben Priester der Diözese Westminster haben sich in den letzten drei Monaten von uns losgesagt; andererseits freut es mich, Eurer Eminenz zu berichten, daß Se. Erzbischöfliche Gnaden diesen Morgen den evangelikalischen Bischof von Carlisle mit einem halben Duzend seines Klerus in die katholische Gemeinschaft aufgenommen hat. Wir erwarteten dies schon seit einigen Wochen. Ich lege auch Ausschnitte bei aus der „Tribune“, der „Londoner Trompete“, und dem „Beobachter“, mit meinen diesbezüglichen Bemerkungen. Eure Eminenz wollen daraus ersehen, wie groß die Erregung bezüglich dieses Ereignisses ist.

Percy legte den Bogen weg, raffte die anderen fünf oder sechs Papiere, die seine Luzitze und Bemerkungen enthielten, zusammen, setzte seine Unterschrift unter den Bericht und steckte alles in den bereitliegenden, bedruckten Umschlag. Dann nahm er sein Direkt und begab sich zum Lift.

Der Moment, als er durch die Glastüre in das Sprechzimmer eingetreten war, genügte ihm, um zu sehen, daß die Krisis gekommen, wenn nicht schon vorüber sei. Father Francis sah elend und krank aus, aber es lag eine eigentümliche Härte um seine Augen und seinen Mund, als er so wartend dastand. Er schüttelte jäh den Kopf.

„Ich bin gekommen, um Ihnen Lebewohl zu sagen, Vater. Ich kann es nicht länger ertragen.“

Percy bemühte sich, keinerlei Bewegung zu zeigen. Er deutete kurz nach dem Stuhle hin und nahm auch selbst Platz.

„Alles ist zu Ende“, sagte sein Gegenüber mit vollkommener sicherer Stimme. „Ich glaube an nichts. Seit einem Jahre habe ich an nichts mehr geglaubt.“

„Sie haben nichts gefühlt, wollen Sie sagen“, antwortete Percy.

„Das wäre nicht das Richtige, Vater“, fuhr der andere fort. „Ich sage Ihnen, daß kein Funke von Glaube in mir geblieben ist. Ich kann dies nicht einmal mehr begründen. Ich kann nur allem Lebewohl sagen.“

Percy hatte nichts mehr zu sagen. Er hatte dem Manne während eines Zeitraumes von über acht Monaten zugesprochen, seit Father Francis ihm anvertraut hatte, daß sein Glaube im Schwänden begriffen sei. Er begriff vollkommen, wie der Fall lag; er fühlte inniges Mitleid mit diesem armen Mann, der in den sinnverwirrenden Wirbel des Triumphes des neuen Menschentums hineingerissen worden war. Neugierlichkeiten hatten gerade in der Gegenwart zum Erschrecken an Kraft gewonnen, so daß es schwer war, sich ihrem Zwange zu entziehen, und der Glaube war, ausgenommen für diejenigen, die sich in ihrem Innersten bewußt waren, daß Wille und Gnade alles und Gefühl nichts bedeuteten, gleich einem Kinde, das in dem Räderwerke einer ungeheueren im Gang befindlichen Maschine herumkrabbelt; es konnte ja wohl lebend davonkommen, es konnte darin aber auch ebenjogut zu nichts zermalmt werden. Jedenfalls waren Nerven aus Stahl erforderlich, um unter solchen Umständen noch auszuhalten. Es war schwer zu entscheiden, inwiefern ein eigenes Verschulden vor-

lag, und doch sagte es Percy sein Gefühl, daß ein solches vorlag.

Percy ließ daher keinerlei Sympathie in seinen Augen zum Ausdruck kommen.

„Sie glauben natürlich, daß die Schuld an mir liegt?“ fragte jener nicht ohne Schärfe.

„Mein lieber Vater“, entgegnete Percy, bewegungslos in seinem Stuhle sitzend, „ich weiß, es ist Ihre Schuld. Hören Sie mich an. Sie sagen, das Christentum ist etwas Absurdes, Unmögliches. Nun wissen Sie aber, daß das nicht sein kann. Es mag unwahr sein — davon spreche ich jetzt nicht, obwohl ich vollkommen gewiß bin, daß es absolut wahr ist — aber solange gebildete und tugendhafte Leute fortfahren, daran festzuhalten, kann es nicht absurd sein. Sagen, es sei absurd, ist einfach Ueberhebung; es würde bedeuten, alle jene, die daran glauben, als nicht etwa nur im Irrtum befangen, sondern ebenso jeder Intelligenz mangelnd, als —“

„Nun gut also“, unterbrach der andere, „dann nehmen wir einmal an, ich widerrufe und sage einfach, ich glaube nicht, daß es wahr ist.“

„Sie widerrufen nicht“, fuhr Percy ruhig fort, „Sie glauben tatsächlich immer noch daran, daß es absurd ist; Sie haben mir das mindestens ein dutzendmal schon gesagt. Und ich wiederhole Ihnen, daß es Ueberhebung, daß es Stolz ist, und das reicht vollkommen hin, um alles andere zu erklären. Auf die moralische Stellung, die man einnimmt, kommt es an. Es mögen dann noch andere Dinge mitwirken —“

Father Francis sah scharf auf.

„Natürlich die alte Geschichte“, sagte er höhnlich. „Wenn Sie mir auf Ihr Ehrenwort versichern, daß kein weibliches Wesen im Spiele ist, oder kein spezieller sündhafter Vorfall, den Sie zur Ausführung bringen wollen, so will ich Ihnen glauben. Aber es ist, wie Sie sagten, eine alte Geschichte.“

„Ich schwöre Ihnen, daß nichts dergleichen vorliegt“, beteuerte mit erhobener Stimme der andere.

„Dann, Gott sei Dank“, sagte Percy, „es sind dann doch weniger Hindernisse, um den Weg zum Glauben zurückzufinden.“

Schweigen herrschte eine Weile nach diesen Worten. Percy hatte wirklich nichts mehr zu sagen. Wieder und wieder hatte er ihm von dem inneren Leben gesprochen, in dem Wahrheiten als wahr erkannt werden und Glaubensakte sich bestätigen; er hatte mit Nachdruck Gebet und Demut empfohlen, immer und immer wieder, bis er selbst ihrer Namen überdrüssig geworden war, und er war auf die Erwiderung gestoßen, daß dies nichts als ein Rat zur Autosuggestion sei. Augenscheinliche Beweise schienen für den Mann keine Bedeutung zu haben.

Darum schwieg er jetzt, niedergedrückt durch das Bewußtsein, sich der Kräfte gegenüber zu befinden, und ließ seine Blicke, eigentlich ohne etwas zu sehen, in dem kleinen, schlichten, altmodischen Sprechzimmer mit seinem großen Fenster, seinem einfachen, geschlossenen Lüfter herumstreifen. Er wünschte, jener möchte sich verabschieden und gehen. Es war hier nichts mehr zu tun.

Father Francis, der in nachlässiger Stellung dagestanden hatte, schien Percys Gedanken zu erraten, und setzte sich plötzlich zurecht.

„Sie sind meiner müde“, sagte er, „ich will gehen.“

„Ich bin Ihrer nicht müde, mein lieber Vater“, gab Percy ruhig zurück. „Ich bin nur schrecklich traurig. Sie sehen, ich weiß, daß alles Wahrheit ist.“

Der andere blickte ihn bekümmert an.

„Und ich weiß, es ist nicht“, sagte dieser. „Es ist alles sehr schön, ich wünschte, ich könnte es glauben. Ich bezweifle, ob ich jemals wieder glücklich sein werde — aber — es ist nun einmal so.“

Percy seufzte. So oft hatte er ihm gesagt, daß das Herz ebenso ein göttliches Geschenk ist, wie der Verstand, und daß in dem Suchen nach Gott jenes zu vernachlässigen gleichbedeutend sei mit dem sicheren Ruin, aber dieser Priester hatte kaum je die Anwendung dieser Wahrheit bei sich selbst erkannt. Er hatte mit den alten psychologischen Argumenten geantwortet, daß, was durch die Erziehung suggeriert sei, alles erklärlich und begreiflich mache.

„Ich vermute, Sie werden nichts mehr von mir wissen wollen“, sagte der andere.

„Sie sind es, der von mir scheidet“, sagte Percy. „Folgen kann ich nicht, wenn Sie etwa dies meinen sollten.“

„Aber — aber, können wir nicht Freunde bleiben?“

(Fortsetzung folgt.)

Lösung des Weihnachts-Problems aus Nr. 54: Die Lichte sind mit kleinen Strichen von 1—10 beziffert, entsprechend ist die Reihenfolge der Buchstabenfelder:

Auf leisen Schwingen wieder
Nacht still die heilige Nacht,
Und von dem Himmel nieder
Strahlt hell der Sterne Pracht.

FRIEDRICH LINDEMANN

WELLE

600

LÄRM ÜBER DEM OZEAN / ABENTEUER DES BORDFUNKERS

6. Fortsetzung:

Seit Stunden haben Ingh und seine Leute mit zäher Verbissenheit gegen das Feuer gekämpft. Nur ab und zu haben sie einmal einen Blick hinübergeworfen in dem sicheren Gefühl: die verlassenen nicht, die tun ihr Möglichstes, die sind aus dem rechten Stoff. Nur auf dem Achterdeck, unter den Passagieren, hat, als ein Versuch nach dem anderen scheiterte, die Panik wieder um sich gegriffen: wilde Gebete, Schreien und Weinen.

Da geht der junge Lloyd zu Ingh auf die Brücke.

Edward Lloyd ruft: „Kapitän, wenn einer uns helfen kann und helfen wird, dann sind es die Deutschen. Nur unsere Passagiere halten nicht durch, die verlieren vorher die Nerven. Ich mache daher den Vorschlag: wir versuchen noch einmal, von uns aus ein Boot hinüberzubringen. Vielleicht macht das wieder Mut.“

Ingh denkt nicht lange an die Gefahr dieses Wagnisses. Er denkt nur an die Sicherheit seiner Passagiere. Er gibt dem jungen Zweiten Offizier die Hand, steht ihm fest in die Augen. „Gehen Sie mit Gott.“ Mehr sagt er nicht.

Lloyd wählt für seinen Versuch statt eines der schweren Rettungsboote das kleine Weiboot und wählt unter den Freiwilligen, die sich melden, vier aus: zwei Matrosen, einen Heizer und einen Steward, eine gemischte Besatzung, aber lauter Leute, die pullen können. Und das müssen sie, weiß Gott! Nur 500 Meter liegt der „Große Kurfürst“ entfernt, dazu manövriert er ihnen noch entgegen, und dennoch gebrauchen die Fünf eine geschlagene Stunde, um hinüberzukommen. Es ist eigentlich kein Rudern zu nennen. Es ist ein verzweifeltes Sich-Wehren, ein wildes Ringen, nur um sich mit dieser Nußschale überhaupt in der See zu halten, um nicht kopfheister zu gehen. Doch der junge Lloyd sitzt am Steuer wie ein alter Pirat, und seine Leute haben Musteln von Eisen und einen Willen von Stahl. Trotzdem: das Boot wird lech geschlagen. Sie haben keine Hand frei, Wasser zu schöpfen. Sie müssen pullen und pullen, und wenn ihnen das Wasser über die Schenkel, die Knie, bis zum Gürtel reicht, sie dürfen nicht nachlassen, keine halbe Minute. Erst als nach endloser Stunde die schwarze Bordwand des „Großen Kurfürst“ neben ihnen auftaucht, lösen sie die Fäuste wie aus schwerem Kramph. Taue werden ihnen zugeworfen und Jakobsleitern. Doch kaum hat der letzte von ihnen seinen Fuß herausgesetzt, als auch schon das Boot gurgelnd hinter ihnen versinkt.

Edward Lloyd steigt auf die Brücke zu Kapitän Spangenberg, meldet sich an Bord und bekennt offen, es sei sinnlos, bei dieser See noch weitere Boote auszubringen, man müsse besseres Wetter abwarten oder zum mindesten bis Tagesanbruch, denn Kapitän Ingh hoffe bis dahin das Feuer unter Kontrolle halten zu können.

Aber wie zum Hohn auf diese Worte bricht in diesem Augenblick drüben der Brand mit erneuter Gewalt aus. Das Brückendeck steht in hellen Flammen. Aus den Bullaugen schießen dicke Feuerstrahlen. Jede Sekunde muß man fürchten, daß die Kessel in die Luft fliegen. Es ist dunkel geworden mittlerweile. Zu den beiden Lloyd-dampfern haben sich der Franzose „La Touraine“ und der Belgisch-Amerikaner „Kroonland“ eingefunden. Alle starren sie gebannt auf das kleine Schiff, das da wie eine lodernde Fackel in die Nacht hineintreibt. Raketen sprühen hoch, Notsignale. Wieder jagt es durch die Antennen: helft uns! Um Gotteswillen, gibt es denn keine Mög-

lichkeit? Ar können uns nicht länger mehr halten!

Da ziehen die Leute der „Seydlitz“ den Südwesten fester über die Ohren. Es ist 8.30 Uhr. Die „Seydlitz“ liegt in Lee der „Vulturino“. Ein Fluch, und — jetzt muß es geschafft werden, Inghend so ein englischer General hat mal das Kommando gegeben: The Germans to the front! Das gilt auch heute und gerade heute. Boot 1 unter Führung des Zweiten Offiziers Niemczik, Boot 5 unter Führung des Zweiten Offiziers Müller werden klargemacht, kommen zu Wasser und setzen ab. Jetzt los, Jungens! Gib ihm!

Und sie schaffen es! Boot 1 gelingt es, unter das Heck der „Vulturino“ zu kommen. Im Augenblick springen 16 Männer von Deck herein. Boot 5 will sich danebenschieben. Da donnert eine neue Explosion vom Vorschiff hinaus in die Nacht und überschüttet die Retter mit einem Funkenregen und einem Hagel brennender Gegenstände. Seitdem wagt es von Bord keiner mehr herabzuspringen. Boot 5 muß ohne einen Geretteten zurück. Um 11.40 Uhr sind endlich beide Boote wieder längsseits der „Seydlitz“. Kapitän Hagenmeyer läßt sie an Bord nehmen. Ein neuer Versuch hat keinen Sinn, nun die Schiffbrüchigen nicht einmal mehr den Mut zu sich selber haben. Dazu scheint es, als ob das Feuer in der Tat nachzulassen beginnt. Der Kreis der Dampfer hat sich außerdem auf acht erweitert. Alle versuchen sie, an die „Vulturino“ heranzukommen. Die „Seydlitz“ wartet ab. Die ersten sechzehn sind gerettet, sind in Sicherheit unter der blauweißen Flagge mit Schlüssel und Anker.

Jene neue Explosion um 9 Uhr, die die Boote der „Seydlitz“ mit einem Funkenregen überschüttete, hat das Signalmagazin in die Luft gejagt. Einen Augenblick scheint es, als sei die Nacht aufgerissen und das Ende gekommen. Da aber hält es auch die Leute vom „Großen Kurfürst“ nicht länger. Die Warnung Edward Loyds ist vergessen. Sie verlangen in die Boote. Ja, mit Gewalt muß dem Andrang der sich überbietenden Freiwilligen gesteuert werden. Auch Lloyd selber will wieder mit hinaus. Dabei ist er bedeckt mit Brandwunden und hat durch einen Sturz innere Verletzungen erlitten. Mit liebevollem Zwang bringt man ihn in das Lazarett. Zwei Boote: Boot 5 unter Führung des Zweiten Offiziers von Carlsburg und 10 Minuten später Boot 7 unter Führung des Dritten Offiziers Liebermann von Sonnenberg gehen zu Wasser.

Wiederum beginnt eines der Meisterstücke hoher Seemannskunst. Mut, Geschicklichkeit und Ausdauer werden auf das äußerste angepannt. Sturm, See und Nacht sind die Gegner, die niedergerungen werden müssen, und sie werden niedergerungen. Boot 5 erreicht die „Vulturino“ schon sehr bald. So nahe kommen sie dem schwerrollenden Schiff, daß die Funken ihnen in das Gesicht stieben, die Augen blenden und der beißende Qualm ihnen den Atem benimmt. Das Feuer scheint auf dem Höhepunkt. Das Vorschiff bis zum Maschinenraum ist eine brennende Fackel. Halb von Sinnen stürzen sich 21 Männer über die Reling herunter den Rettern auf die Köpfe. Nur mit Mühe gelingt es denen, von der Schiffsseite wieder freizukommen und ein Ueberfüllen des Bootes zu verhindern. Inzwischen ist auch Boot 7 herangekommen, aber sie werden von den Kameraden gewarnt, nicht zu dicht heranzufahren, die immer neuen Explosionen hätten die Panik der Passagiere auf das äußerste gesteigert. Boot 5 kehrt zurück. Um 12 Uhr ist es wieder längsseits des „Kurfürst“.

(Schluß nächste Nummer.)

Ohuf Ruzzu und vuf Ruzzu Wullu

Gleichzeitige Zeiten beim Bayer. Rundfunk:

- 6.45: Morgengymnastik.
- 7.00: Zeitangabe — Nachrichtendienst.
- 10.55: Marktbericht der Münchener Großmarkthalle (Montag 11.05).
- 11.05: Landwirtschaftsdt. I (auf. Mont.).
- 11.15: Zeitangabe — Wetterbericht — Nachrichtendienst.
- 12.55: Zeitangabe.
- 14.00: Zeitangabe — Wetterbericht — Bekanntgabe etwaiger Programmänderungen — Nachrichtendienst — Fernnachrichten — Programmdurchsage.
- 15.50: Wetterbericht — Landwirtschaftsdt. II (am Samstag 15.45).
- 18.55: Zeitangabe — Wetterbericht — Landwirtschaftsdt. III.
- 22.20: Zeitangabe — Wetterbericht — Nachrichtendienst.

Mittwoch, den 28. Dezember:

Bayerischer Rundfunk:

- 10.15: Fortbildungsstunde. Wir unterbrechen unsere Arbeit. Schach.
- 11.30: Schallplatten mit Geschäftsnachr.
- 12.00: Mittagskonzert a. Frankfurt.
- 13.15: Konzertstunde.
- 13.35: Schrammel-Quartett D. Nummelhuber. — 1. Schneidig, Marsch (Wolffschel). 2. Weaner Madln, Walzer (Zieher). 3. Funkeingelmanns Geburtstag, Interim. (Hagen). 4. Im Himmel spielt der Zieher, Wiener Lied (Kronegger). 5. Rudi-Marsch (Schrammel).
- 14.20: Schallplatten m. Geschäftsnachr.
- 15.10: Für die Jugend: Der weiße Tod, Abschnitt a. D. Herr und sein Knecht (Tollst).
- 15.35: Johann Friedrich Cotta (gest. 29. Dez. 1832) C. Morek.

Radio

die neuest. Modelle aller ersten Marken, vom preiswerten Ortsempfänger bis z. trennschärfsten Hochleistungsgerät + Günstigster Anfauch gebraucht. Empfänger Weitgehend. Zahlungerleicht.

RADIO-BLUM

Schillerstraße 17 - Telefon 52495

- 16.00: Kinderstube: Tütütütüt, Märchen — Der übermütige Hampelmann. — Puppenküche. — Frohe Lieder.
- 17.00: Vesperkonzert. — 1. Das Mädchen von Artois, Duw. (Walfe). 2. Variat. über ein schle. Weihnachtslied (Rufsch). 3. Das Wunder, Fant. (Gumpelbind). 4. Am Ziehbrunnen, pers. Szene (Aust). 5. Lürt. Suite (Gawwin). 6. Sommerbilder (Gabler). 7. Edelmentanz (Schebeck). 8. Nippfigurenballett (Schebeck).
- 18.15: Italienisch.
- 18.35: Dr. Doll: Die Frau in der Reichsversicherungsbildung.
- 19.05: Die Gefahr der Arbeitsteilung. Aus der Reihe Weltfenn der Technik von P. Krannhals.

- 19.25: Ely Rey spielt: Klavierfonate f-moll, Werk 5 (Brahms).
- 20.00: Grenze im Osten, Hörfolge aus Königsberg.
- 20.30: Madame Favart, Operette von J. Offenbach.
- 22.45—24.00: Tanzkapelle aus Stuttgart.

Auswärtige Sender:

- Breslau (W 325) 20.00: Die Schokoladenfantate. Hörspiel.
- Hamburg (W 372) 20.30: Das Dorf ohne Glocke. Singpiel.
- Königsberg (W 217): 21.30: Moritaten u. Schauerballaden.
- Leipzig (W 390) 21.00: Walter von der Vogelweide. Hörfolge.
- Stuttgart (W 361) 19.30: Hussein-Fest in Persien.
- Wien (W 517) 19.40: Militärkonzert.
- Belgrad (W 430): 19.30: Ständinavische Lieder.
- Brünn (W 342) 18.25: Deutsche Sendung.
- Kopenhagen (W 281) 20.00: Norwegische Musik.
- Prag (W 490) 20.35: Tamburitzenzkonzert.
- Rom (W 441) 20.45: Buntes Konzert.

Donnerstag, den 29. Dezember:

Bayerischer Rundfunk:

- 10.00: Gymnastik für die Hausfrau.
- 10.15: Technik im Alltag.
- 10.35: Arbeitshygiene.
- 11.30: Schallplatten m. Geschäftsnachr.
- 12.00: Mittagskonzert.
- 13.15: Schallplatten.
- 14.20: Schallplatten m. Geschäftsnachr.
- 15.25: Abschnitt a. Der Wittiber, von L. Thoma (E. Aulinger).
- 16.05: Konzertstunde. — 1. Vier Rispetti f. Sopr. (Wolf-Ferri). 2. Variat. üb. Will mein Junge Nessel haben (Schmid). 3. Lieder f. Mezzosopr.: a) Ich bin der Welt abhanden gekommen (Mahler); b) Drei alte Weisen (Junter); Nach Weltlust ging ich lange Zeit; Urtlich; Neue und Klage. C. Bianelli (Soprano).
- 16.35: Bucherfolge in der Weltliteratur. H. Marx.
- 17.00: Vesperkonzert. Landes-Sinfonie-Orchester f. Pfalz u. Saargebiet. — 1. Duw. z. Der Dorfhaufjager (Rouffeu). 2. Tanzstücke alter Meister: a) Tamburin (Rameau); b) Musette (Gluck); c) Gigue (Gétry). 3. Konzertante Sinf. Werk 84 (Haydn). 4. a) Sechs deutsche Tänze (Mozart); b) Zwei Menuette (Beethoven). 5. Ballettsuite, Werk 130 (Reger).
- 18.15: Führung als Erziehungsbegriff. Bericht a. drei Schulungslagern. Dr. F. Vernauer.
- 18.35: Bayer. Bauernadel. Dr. H. Haushofer.
- 19.05: Militärmusik d. VII. Fahrabteilung. — 1. Graf Zeppelin, Marsch (Teite). 2. Die Felsenmühle, Duw. (Reißiger). 3. Hüons Zauberkorn, Fant. nach Motiven a. Oberon (Weber). 4. Eriksgang und Krönungsmarsch aus Die Foltunger (Kretschmer). 5. Ein Sommerabend, Walzer (Waldeufel). 6. Aus eig. Kraft, Marsch (Mupprecht).
- 20.05: Scharzo. Spiel v. F. Seidl.
- 20.30: Winterhilfe 1932/33. Augsburger Konzertorchester. 1. Trompeten-Du. (Mendelssohn). 2. Adagio (F. Haydn). 3. Tell-Fant. (Rossini). — Ansprache d. Oberbürgerm. Dr. D. Bohl, Augsburg. — 4. Wagneriana, Potp. (Seidel).
- 21.45: Kleiner Hörfilm. — 1. Die Gewitternacht. Eine Schilderung von J. W.

- Jensen. — 2. Das Universal-Ungeheuer. Eine Grotteske von H. Bahlberg. — 3. Der Schrei. Eine Kriminalgeschichte von P. Rosenhahn.

Auswärtige Sender:

- Berlin (W 419) 20.30: Nun schlägt's dreizehn. Hörspiel.
- Breslau (W 325) 21.10: Abenteuer in der toten Mühle. Hörspiel.
- Hamburg (W 372) 20.00: Feiterer Abend.
- Köln (W 472) 20.00: Der Pantoffelheld. Oper.
- Leipzig (W 390) 19.30: Volksmusik.
- Stuttgart (W 361) 19.30: Bei uns zu Lande.
- Wien (W 517) 20.35: Orchester-Konzert.
- Brünn (W 342) 18.25: Deutsche Sendung.
- Budapest (W 551) 19.30: Die Königin von Saba. Oper.
- Kopenhagen (W 281) 20.30: Russische Lieder.
- Kaisbad (W 576) 20.00: Adel und Mara. Oper.
- Preßburg (W 279) 20.00: Jdyll. Gesangschor.
- Rom (W 441) 20.45: Geißl. Musik.
- Schweiz, deutsch (W 459) 21.50: Kleine Weihnachtslegende.
- Warschau (W 1412) 20.00: Leichte Musik.

Freitag, den 30. Dezember:

Bayerischer Rundfunk:

- 10.15: Deutsch schreiben u. deutsch sprechen.
- 10.35: Kurzschrift: Diktate f. Verkehrsschrift.
- 11.30: Schallplatten m. Geschäftsnachr.
- 12.00: Für jedermann (Schallplatten).
- 13.00: Mittagskonzert.
- 14.20: Schallplatten m. Geschäftsnachr.
- 15.00: Wir legen eine Familienchronik an (M. Schäfer). — Photographieren i. Zimmer (L. v. Seuffert). — Mutter's Teegehirn (R. Kepner). — Die Uhrpantoffeln (M. Rocher).
- 16.05: Konzertstunde. — 1. Ariet f. Sopr.: a) Reife weilt, aus Das Nachtlager von Granada (Kreutzer); b) Ein Geheimnis, aus Heimchen a. Herd (Goldmark). 2. Klavierstücke: a) Partita (Karg-Elert); b) Walzer As-Dur (Brahms, E. Lynder). 3. Lieder f. Alt.: a) Rosen; b) Spüt; c) Ich und du. A. Lanten-Rosen.
- 16.35: F. L. Neumeier: Wanderbühnen in der Pfalz vor hundert Jahren.
- 17.00: Vesperkonzert. — 1. Rakoczy-Du. (Keller-Vela). 2. Spinetta (Larfen). 3. Internationale Suite (Schaitowfsh). 4. Abendel, Walzer (Reinl). 5. Ungarische Weisen (Leopold). 6. Serenade (Kart). 7. Träume der Nacht (Schmalftich). 8. Am Hafen von Port-Said; b) Orientalische Szene (Armandola).
- 18.15: Dr. F. Guggi: Der Blinde und die Plastik.
- 18.35: Dr. E. Franz: Deutsche Zeitgeschichte.
- 19.05: Dr. H. Pörzgen: Theater ohne Geld.
- 19.25: Funknothilfe.
- 19.40: Schallplatten-Aufnahmen d. Bayer. Rundfunks a. d. Jahresprogramm 1932.
- 20.35: Die Zeit läuft rückwärts. Ein besinnliches Scherzgespräch.
- 20.50: Sinfoniekonzert. Funkorch. — 1. Duw. zu Figaros Hochzeit (Mozart). 2. Konzert f. Klav. u. Orch. Es-Dur (Wagner). 3. Sinf. Nr. 3 in F-Dur (Brahms).

Auswärtige Sender:

- Breslau (W 325) 20.30: Schaut her, ich bin's.
- Frankfurt (W 259) 21.00: Stimmen der Nacht.

- Hamburg (W 372) 21.00: Sante Maria tou'm Schare. Hamburger Singpiel.
- Köln (W 472) 21.00: Traum einer Neujahrsnacht. Hörspiel.
- Stuttgart (W 361) 19.15: Revue 1932. (Schallplatten).
- Wien (W 517) 19.40: Die Bajadere. Opette.
- Brünn (W 342) 18.25: Deutsche Sendung.
- Kopenhagen (W 281) 20.00: 300 Jahre Tanzmusik.
- Landau (W 356) 22.15: Militärmusik.
- Prag (W 490) 20.05: Weihnachtstheater.
- Schweiz, deutsch (W 459) 20.55: Zwängerei. Lustspiel.

Samstag, den 31. Dezember:

Bayerischer Rundfunk:

- 10.00: Gymnastik für die Hausfrau.
- 11.30: Schallplatten m. Geschäftsnachr.
- 12.00: Benjamin Sigi! jingt — Wilhelm Furtwängler dirigiert (Schallplatten).
- 13.00: Mittagskonzert.
- 14.25: Alarm im Billenviertel, Hörspiel v. R. Kurz.
- 15.25: Dr. H. J. Weber: Fußballgrößen einst und jetzt.
- 16.00: Arbeitsmarktbericht.
- 16.10: Heimmusik. — 1. Rondo D-Dur für drei Zithern (Obermaier). 2. Abendlied f. Zither u. Harfe (Herzommer). 3. Moderato f. Gitarre-Duo (Danz-Obermaier). 4. Werke f. 3 Zithern, 3 Gitarren, Lieberharfe u. Klavier: a) Amorettenanz (Benzinger); b) Münchner Liederkranz, Walzer (Obermaier).
- 16.40: E. R. Nahr: Augsburger Köpfe: Burdhart Engelberger.
- 17.00: Vesperkonzert. Münchener Sinf. Orch. — 1. Maritana, Duw. (Wallace). 2. Dritte Suite (Michele). 3. Aquarellen-Walzer (Joh. Strauß). 4. Belfagor (Resnighi). 5. Das Land des Lächels, Potp. (Schär). 6. Romanesta, Napf. (Cavabella). 7. Festmarsch (Cajella).
- 18.15: Jugendstunde. Dr. E. Gehr: Gezeichnete Musik und Uhren ohne Räder. — 3. Braumandl: Was ich im Martinswand-Tunnel erlebte.
- 18.45: Von bayerischen Geisern, Gespenstern u. d. Teufel i. d. Räucherhammer. Lustige Unterhaltung i. d. Kunststube.
- 19.30: Reichsfeier: Querschnitt durch alle deutschen Sender, darunter München (19.40).
- 23.55: Jahreswende.
- 24.00: Neujahrsplafend v. d. Frauenkirche. — Deutschlandlied. — Turnmusik.
- 0.15: Neujahrsgruß d. Auslandsdeutschen aus Neuhoft.
- 0.30—2.00: Ins neue Jahr.

Auswärtige Sender:

- Breslau (W 325) 23.45: Ausklang. — 24.00: Turnmusik.
- Frankfurt (W 259) 23.45: Des Jahres letzte Stunde.
- Hamburg (W 372) 23.50: Wir gratulieren.
- Köln (W 472) 23.45: Kammermusik.
- Königsberg (W 217) 23.45: Glückwünsche der Drag.
- Stuttgart (W 361) 23.45: Jahreskluß.
- Wien (W 517) 22.00: Wir schalten um auf 1933.
- Belgrad (W 430) 20.00: Sylvester-Feier.
- Brünn (W 342) 18.25: Deutsche Sendung.
- Budapest (W 551) 21.00: Bunter Sylvester-Abend.
- Dublin (W 414) 21.00: Sylvesterprogramm.
- Kopenhagen (W 281) 20.00: Ältere dänische Musik.
- Prag (W 490) 20.40: Sylvester-Kabarett.
- Schweiz, deutsch (W 459) 21.50: Die schöne Galathée. Operette.

Dörthe Ulmer Sichel

Aus dem rührigen Verlag Joseph Habel liegen uns drei Bücher der bekannten Schriftstellerin Dörthe Ulmer-Sichel vor. „Die unbekannt Heilige“, ein Roman; „Torullo“, Erzählungen und Novellen, sowie ein ganz eigenartiges Werk „Venezianische Legendchen“. — In dem Roman zeichnet die Schriftstellerin mit scharfer Psychologie die Charaktere, die den Kreis ihres Lebens sowohl in der Stadt, als auch auf dem Lande ziehen. Die Handlung führt auch in feine beobachteten Szenen im sommerlichen Leben an der See. Im letzten Grunde aber sind es tiefe, religiöse Probleme, die Herz und Sinn dieser warmblütigen, begabten Frau erfüllen.

— Von den Novellen ist es besonders „Die tote Kaiserin“, die den Leser packt. Auch hier ist wirklich gute Literatur, die sich kein Freund verinnerlichter Weltanschauung entgehen sollte. — Die „Venezianischen Legendchen“, denen der Verlag eine ganz reizende Ausstattung gab, weisen Wege voller zarter Frömmigkeit inmitten dieser seltenen Umgebung. Hier wird Dörthe Ulmer zur Dichterin im besten Sinne des Wortes. Der Band ist geschmückt von Zeichnungen der Verfasserin, die dadurch ihre vielfältige Begabung beweist. Gerade dieser Band eignet sich ausgezeichnet als Weihnachtsgeschenk.

Verlangen Sie überall den „Geraden Weg“

Tageskurs der städtischen Konditorenfachschule, Marsplatz 10.

Der nächste Kurs beginnt am Montag, 9. Jan. 1933. Anmeldungen zum Besuch der Kurse wollen möglichst bald getätigt werden. Die Kursdauer beträgt 3 Monate, die Teilnehmer des Kurses erfahren Ausbildung in allen Fächern des Dekor., Laborator und Backen. Außerdem erhalten sie Unterweisung in Buchführung, Wechsellehre, Gesetzeskunde und Chemie.

Im Durchgang zur Schalterhalle vom Bahnhofplatz aus ist im Schaufenster des Amtlichen Bayerischen Reisebüros, München-Hbf., zur Zeit ein ganz reizendes Winterbild zu sehen: Ein Züglein fährt durch eine tiefverschneite Winterlandschaft, ein Dörslein ruht friedlich eingebettet in weiße Berge.

Luitpold-Lichtspiele

Weihnachten Deutsche Uraufführung

DER GROSSE BLUFF

mit Lee Parry
Betty Amann
Harald Paulsen
Paul Hörbiger

Nur **28 RM.** kostet d. Anfertigung eines Herren-Anzugs oder Mantels aus mitgebrachten Stoffen mit zwei Proben. Garantie für tadellosen Sitz und Verarbeitung. Die Bezahlung kann auch in Raten geschehen

Adalbert Amüller, Schneidermeister München, Pfisterstr. 9/I b. Hofbräuhaus a. Pl.

Detektiv Auskunftei TIERBÄCHER

München, Tel. 21559
Dienerstr. 8 Gegr. 1894
Heirats-, Familien-, Kredit - Auskünfte
Beobachtungen : Ermittlungen : Inkasso

Bis zu 50% Ersparnis durch Umtausch defekter Glüh- und Radiolampen!
REKORDA, Elektrotechn., Radio, Hildegardstr. 24

Der Abschluss des Russisch-Französischen Nichtangriffspaktes lenkt erneut die Aufmerksamkeit d. ganzen Welt auf den Beherrscher des riesigen russischen Reiches.

Lesen Sie darum das aufsehenerregende Buch v. Grigori Bessedowsky

STALIN

„Der Lebensweg des roten Zaren“

Preis nur RM. 1.—

Zu beziehen durch den Buchhandel und durch den Verlag: **Naturrechts-Verlag** G. m. b. H. München, Hofstatt 5/3

Büromöbel-Verkauf

zu weit herabgesetzten Preisen

Schreibtische · Notenschränkchen · Rollschranke · Bücherschränke
Kassenschränke · Sessel · Stühle · in großer Auswahl

S. Gutmann München, Theatinerstraße 42



VEREINIGTE WERKSTÄTTEN FÜR KAROSSERIEBAU MÜNCHEN

Wienerplatz 7-8
Fernsprecher Nr. 41801

Modernst eingerichtet.

Werkstätten · Reparatur · Lackierung · Spritzverfahren · Lieferant zahlr. Behörden · Verlagswerkstätten des A.D.A.C. und des D.T.C.

Nächste Nummer des „Geraden Weges“ erscheint Samstag, den 31. Dezember

So urteilen

UNSERE INSERENTEN!

Am Ende der diesjährigen Saison mit der Ueberprüfung der Ergebnisse unserer diesjährigen Werbemaßnahmen beschäftigt, können wir mit Vergnügen feststellen, daß die Insertion in Ihrem Blatte von ausgezeichnetem Erfolg begleitet war. Besonders auffallend ist die Tatsache, daß unsere Anzeigen im „Geraden Weg“ in den verschiedensten Bevölkerungsschichten Beachtung fanden, sodaß wir sowohl Stadt und Land, als auch arm und reich gewissermaßen mit unserer Werbung erfassen konnten. Wir stehen nicht an, Ihnen diese Tatsache mitzuteilen und werden uns im kommenden Jahre gerne wieder Ihres Blattes bedienen.

Hochachtungsvoll

PANTA, Verkehrsgesellschaft m. b. H.
Abt. Siemerreisen.

Leder- Sackten Westen

ab Mf. 24,90

Riicker- und Ski-Anzüge
billig u. bejens u. n. Maß

Bullover Strümpfe
Wickelblusen Mäntel

Windjacken in preiswürd. Qualitäten

M. Zehetbauer,
Häberlstr. 11, b. Goethepl.

Braune Rabattmarken

Für meinen Schwager,
Oberbeam., pensionsber.,
40 Jhr., 1.70 gr., Jude ge-
bildete

kath. Dame

nicht über 35 Jhr., mit
ausgeprägtem Sinn für
gebieg. Heim, gut. Gemüt,
vornehm. schlicht, fleißig,
sparsam, hoch. nabel- und
haushaltsgew. vollklant,
mittelgroß, beste Erziehg.,
beiter Mut. Herrsch. Wohn-
ung und Vermög. vorh.
Zuneig. entjcheidet. Ber-
trauensvolle Züchr. erb.
u. „Vera 5.5“ a. d. „G.B.“

Über-Schuhe

repariert als Spezialität seit 1919.

Kunst-Schuhsohle für Modeschuhe

Gebrauchsschuhe dauerh.

KARL HUBER

München, Ledererstr. 23
Telefon 28515

Werkst. für d. ehem. Fa. Julius Mandelbaum

(neben d. amerik. Konsulat), zwisch. Marienpl. und Hofbräuhaus.

Inserieren bringt Gewinn!

STORZ MOBEL TAL 24

Geldmangel - -!

Feine Maß - Anzugstoffe

blau, grau, schwarz u. farb., Wollkammgarn mtr. RM. 4.80, 6.80, 8.80 u. 10.80

Unverbindliche Musterensendung wird gern zugesandt!

Geraer Textilfabrikation GmbH., Gera M 35

Sonnige Januartage in Rom

Das Reisebüro des „Geraden Weges“ veranstaltet eine 9 tägige Romreise in der Zeit von Samstag, den 28 Januar bis Sonntag, den 5. Februar 1933 zum Sonderpreis von **RM. 139.—** einschließlich sämtlicher Führungen.

1. Tag München ab 18.45 über Innsbruck-Brenner
2. Tag Bologna (5.46) Florenz (8.56). **Roma-Termini an 14.25.** Fahrt mit Auto zum Hotel, Mittagessen, Abendessen und Uebernachtung im Hotel.
- 3.-4. Tag In Rom. Wohnung und Uebernachtung im Hotel. Deutschsprechende Führung durch die bedeutendsten Sehenswürdigkeiten Roms und des Vatikans.
- 5.-6. Tag In Rom. Wohnung und Mahlzeiten im Hotel. Zur freien Verfügung der Teilnehmer. Am 5. Tag mittags Audienz beim Hl. Vater. In der übrigen Zeit veranstaltet die Reiseleitung noch weitere Führungen und auf Wunsch auch einen Ausflug in die nähere Umgebung Roms nach Ostia bzw. in die Albanerberge (Nemisee, Castell Gandolfo, Rocca del Papa, Frascati).
7. Tag Nach dem Frühstück Fahrt mit Auto zum Bahnhof. **Rom ab 7.20.** Florenz an 12.22. Gepäcktransport und Fahrt zum Hotel. Mittagessen, Abendessen und Uebernachtung im Hotel. Nach dem Mittagessen Führung durch die Sehenswürdigkeiten von Florenz. Nach der Führung Fahrt mit Trambahn nach dem berühmten Fiesole mit herrlichem Blick über Florenz und das Arnotal.
8. Tag Frühstück und Mittagessen im Hotel. Vormittags Fortsetzung der Führung in der Stadt. 11.15 Mittagessen im Hotel. Nach dem Mittagessen Gepäcktransport und Fahrt zum Bahnhof. **Florenz ab 12.34. Bozen an 20.52.** Gepäcktransport und Fahrt zum Hotel. Abendessen und Uebernachtung.
9. Tag Nach dem Frühstück gemeinsamer Spaziergang durch Bozen. und Besichtigung der Stadt. 11.00 Mittagessen im Hotel. Nach dem Mittagessen Gepäcktransport und Fahrt zum Bahnhof. **Bozen ab 12.19. München an 19.55.**

Preis des obigen Arrangements **RM. 139.—**
Im Preis sind folgende Leistungen inbegriffen: Fahrt 3. Klasse im D-Zug München-Rom-München, Wohnung und volle, reichliche Verpflegung bestehend aus 3 Mahlzeiten, Frühstück, Mittag- und Abendessen in erprobten, gutbürgerlichen Häusern, Gepäcktransport vom und zum Bahnhof, Reiseleitung, die oben angeführten Führungen.

Ferner sind für das Jahr 1933 folgende Reisen geplant: **Ostern:** 3 Tage in Venedig. **Pfingsten:** Achteitägige Fahrt nach Italien mit mehrtägigem Aufenthalt in Rom / Eine Dampferfahrt nach Wien und Budapest. Gesamtdauer 8 Tage
Bei genügender Teilnahme eine Pilgerfahrt nach Lourdes / Mehrere Autofahrten zu den Passionsspielen in Erl und den Festspielen nach Thiersee usw. / Außerdem veranstalten wir gemeinsam mit Rotald, dem Reisebüro für Katholiken, eine Sonderfahrt zum Katholikentag in Wien. Näheres in unserer Nummer 1 vom 1. Januar 1933.

Betr. Anmeldungen und Auskünften wende man sich an das **Reisebüro des Geraden Weges, München,** Hofstatt 5 · Telefon 93378/79 · Postscheck-Konto München 4135

Bitte aufbewahren! Wichtige Mitteilungen für Wintersportler!

Im Laufe des Winters fertigt die Reichsbahndirektion München außer den fahrplanmäßigen Sportszügen noch folgende um 50 Prozent ermäßigte Verwaltungs-Sonderzüge bei guter Schneelage ab:

1. Nach Frasdorf: Am 1. Januar, 5. Februar und 5. März 1933
6.40 ab München Hbf. an *19.32 **20.15 * verkehrt am 1. Januar und
6.50 ab München Ost. an *19.18 **19.50 5. Februar 1933
8.50 an Frasdorf ab *17.35 **18.20 ** verkehrt am 5. März 1933
Preis der Sonderzugs-Rückfahrkarte
ab München Hbf. RM. 3.40; ab München Ost RM. 3.—
2. Nach Reif im Winkel:
am 6. Januar 1933 nach Marquartstein und zurück am 8. Januar 1933, am 14. April 1933 nach Marquartstein und zurück am 17. April 1933
am 16. April 1933 nach Marquartstein und zurück am 17. April 1933,
6.15 ab München Hbf. an 21.15
6.25 ab München Ost an 20.50
8.30 an Marquartstein ab 19.00
Preis der Sonderzugs-Rückfahrkarte
ab München Hbf. RM. 4.60; ab München Ost RM. 4.20
3. Nach Oberammergau:
Am 15. Jan., 12. Februar u. 12. März 1933
6.30 ab Münch. Hbf. (Starnb. Bf.) an 20.10
9.00 an Oberammergau ab 18.00
Preis der Sonderzugs-Rückfahrkarte RM. 4.60
4. Nach Bayrischzell:
Am 4. und 11. Januar, 1., 8. und 15. Februar, 1. und 8. März 1933
7.20 ab Münch. Hbf. (Holzk. Bf.) an 19.20
8.51 an Fischhausen-Neuhaus ab 17.50
9.17 an Bayrischzell ab 17.24

Ferner sind während des Winters eine Reihe von Verwaltungs-Sonderzügen „Ins Weiße“, je ein Skizug nach Kitzbühel und Innsbruck (2. Februar 1933), sowie ein Zug auf die Zugspitze z. halben Fahrpreis geplant. Auf Zeitung u. Rundfunk ersuchen wir zu achten!

REICHSBAHNDIREKTION MÜNCHEN